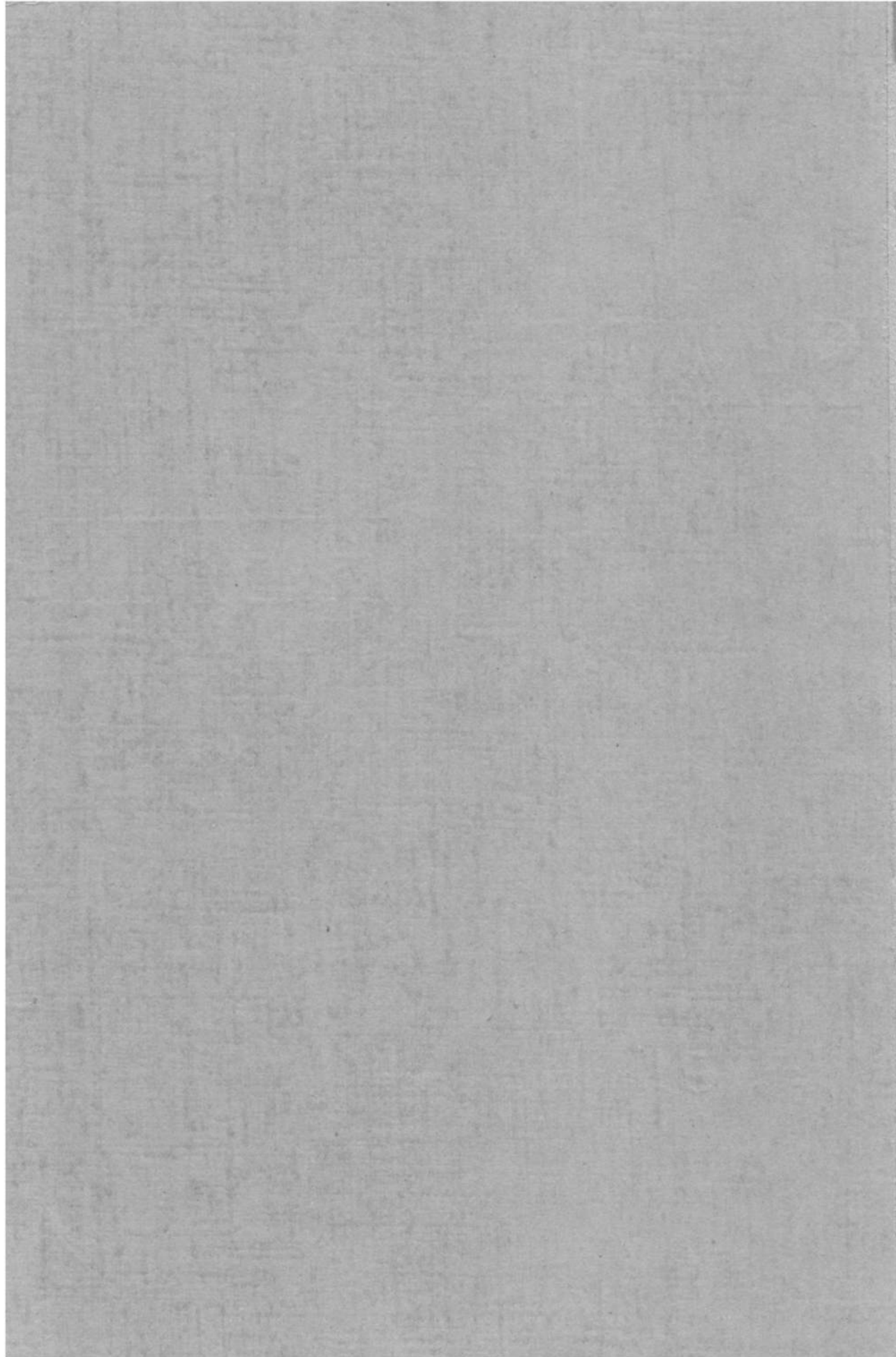


SAARBRÜCKER HEFTE

HEFT **3** SAARBRÜCKEN 1956



SAARBRÜCKER HEFTE

HERAUSGEGEBEN

VOM KULTUR- UND SCHULAMT

DER STADT SAARBRÜCKEN

HEFT 3 1956



MINERVA-VERLAG SAARBRÜCKEN

Die „Saarbrücker Hefte“ erscheinen halbjährlich / Schriftleiter: Karl Schwingel, Ottweiler, Martin-Luther-Straße 36 / Stellvertreter: Friedrich Margardt / Herausgeber: Kultur- und Schulamt der Stadt Saarbrücken / Nachdruck ohne vorherige Zustimmung der Schriftleitung nicht gestattet; alle Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten; für unverlangte Einsendungen haftet die Schriftleitung nicht / Preis des Einzelheftes: 300,- Frs. / Führen in Lesezirkeln nur mit Genehmigung / Druck: Buchdruckerei und Verlag Karl Funk, Saarbrücken / Typograph. Gestaltung: Eugen Krauß

INHALTSVERZEICHNIS

Seite 7	Unveröffentlichte Briefe Peter Wusts an Charles Du Bos von Joseph=François Angelloz
21	Die Barockaltäre von Kleinblittersdorf von Peter Volkelt
33	Die Widonen von Heinrich Büttner
39	Christliche Kirchen an der mittleren Saar im frühen Mittelalter Auszug aus einem Referat von Eugen Meyer
49	Die Stellung Oberlothringens in der Auseinandersetzung zwischen Kaiser und Papsttum von Hans=Walter Herrmann
69	Der Einfluß der Klosterreform im 10. und 15. Jahrhundert auf Mettlach von P. Paulus Volk
76	Ein Bauernhaus aus der Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg von Alfons Kolling
81	Der Holzhändler Thomas Koehl Ein Gemälde von Johann Friedrich Dryander von Rudolf Bornschein
82	Der Wiederaufbau des Saarland=Museums seit 1951 von Rudolf Bornschein
84	Halbzeit der Schauspielsaison 1955/56 von Erich Bourfeind
89	Saarbrücker Musikbrief von Ernst Stilz

Für das nächste Heft sind u. a. folgende Aufsätze vorgesehen:

Museumsdirektor i. R. Dr. K. Lohmeyer: Neue Hinweise auf die Beziehungen Goethes zu den Malern Schmidt=Fornaro und Pitz und den deutschen Malern um sie / Museumsdirektor i. R. H. Keuth: Das Arbeitsbuch des Saarbrücker Malers Dryander von 1795—1812 / Dr. J. Koenen: Die geplante Barockkirche der Abtei Mettlach und die verwandten Kirchenbauten / Conservateur=Adjoint V. Beyer: Eine Straßburger Glasmaler=Werkstatt des 13. Jahrhunderts und ihre Beziehungen zu den Rheinlanden (Straßburger Münster, Dominikaner= und Thomaskirche) / Dr. E. Ennen: Von den Ursprungskräften des Städtewesens an der Saar / K. Hoppstädter: Die Entwicklung des saarländischen Eisenbahnnetzes als Voraussetzung für die Bildung des Wirtschaftsraumes an der Saar / Museumsdirektor R. Bornschein: Die Impressionisten im Saarlandmuseum / Dr. W. Dillinger: Bemerkungen zu einer saarländischen Bibliographie, ferner die Kulturberichte.

UNVEROFFENTLICHE BRIEFE

PETER WUSTS AN CHARLES DU BOS *)

VON JOSEPH-FRANÇOIS ANGELLOZ

In dem so schönen und so menschlichen Buch „Wege einer Freundschaft“ **) hat W. Th. Cleve den Briefwechsel Peter Wust — Marianne Weber (1927) veröffentlicht. Dort las ich in einem Brief aus Paris vom 26. Mai 1928:

„. . . ich habe durch meinen lieben Freund Charles Du Bos viele geistig interessante Menschen kennen gelernt. So Maurice Blondel, Père Laberthonnière, Jacques Maritain, Professor Massignon, Ramon Fernandez, Abbé Brémond u. a., insbesondere aber den lieben, gütigen Abbé Mugnier, den langjährigen Begleiter des bekannten Huysmans, in dessen Roman „En route“ er als „Abbé Géoresin“ dargestellt ist. —“

Sofort bat ich Madame Charles Du Bos, mir die Briefe mitzuteilen, die Peter Wust an ihren Mann geschrieben hat; sie war so liebenswürdig, mir diese Briefe zu schicken und verschiedene Aufsätze; dieses Dossier gibt die Möglichkeit, einen vielleicht nicht unwesentlichen Beitrag zu der Peter-Wust-Forschung zu liefern und die früher übersehene Bedeutung des Pariser Erlebnisses für die Entwicklung Peter Wusts zu entdecken. Ich möchte hier Madame Charles Du Bos auf das herzlichste danken, denn sie gab mir die Erlaubnis, diese Briefe zu veröffentlichen, sei es in der Originalsprache, sei es in französischer Übersetzung.

Von Köln schrieb Peter Wust an Marianne Weber am 19. April 1928: „Vor ein paar Tagen überwies man von Berlin her, vom Zentralbildungsausschuß, auf Betreiben eines darin tätigen Gönners meiner Philosophie 900,— M an mich, die ich *nur für eine Studienreise nach Frankreich verwenden darf*. Ich muß über diese Reise genau Bericht erstatten. Antreten kann ich sie nach Belieben in diesem Jahre. Ich würde sie sofort antreten, selbstverständlich, wenn alles geklärt wäre. So aber muß ich noch abwarten.“ Seine Ungeduld war wohl groß, denn schon am 1. Mai traf er im Gare du Nord ein. Die ersten Pariser Tage waren schwer in der fremden Umwelt, umso mehr, da er die französische Sprache nicht recht beherrschte: „So kam ich denn auch nicht zum Schreiben. *Heimweh* packte mich, namentlich nach der lieben kleinen Lotti, und einsam fühlte ich mich hier, mitten in der Weltstadt von Millionen Menschen.“ In demselben Brief an Marianne Weber fügte er doch am 7. Mai hinzu: „Indessen, gejubelt habe ich doch auch oft in diesen Tagen, wenn ich so durch Paris wanderte und historischen Boden unter mir fühlte. Hier, ja hier gerade verspürt man, was Geschichte aus einem Volk machen kann.“ Und etwas weiter: „Aber Paris als Ganzes hat Einheit und *historische Größe*. Es wächst als Stadt aus der Tiefe der Jahrhunderte empor und in die Zukunft hinein, ganz organisch.“

*) Wir sind in der glücklichen Lage, in den hier zur Erstveröffentlichung gelangenden Briefen eine Reihe von wesentlichen Zeugnissen aus dem Leben und Denken einer der bedeutendsten Persönlichkeiten vorzulegen, die unserem Heimatboden entsprossen sind. Sie scheinen uns wichtige Dokumente für das religiöse Bekenntnis von Peter Wust zu sein, und wir freuen uns, daß wir sie als erste der wissenschaftlichen Welt zur Verfügung stellen können. Wir brauchen nicht hinzuzufügen, daß das, was darin zum Ausdruck kommt, die religiöse Haltung von Peter Wust ist, die wir zu respektieren haben, ohne uns deshalb mit ihr zu identifizieren.

Die Schriftleitung

**) F. H. Kerle Verlag, Heidelberg 1951, 278 S., geb. 9,70 DM

P. Wust konnte nicht ahnen, daß ihm Charles Du Bos am folgenden Tage einen kurzen, deutsch geschriebenen Brief schicken würde:

Sehr geehrter Herr Dr.!

Durch unseren lieben Freund Jean Baruzi habe ich gehört, daß Sie in Paris sind, und zwar mein Nachbar. Ich würde mich sehr freuen, Ihre Bekanntschaft zu machen. Wenn Sie morgen, Mittwoch, um fünf Uhr frei sind, kommen Sie doch: ich werde allein sein, und wir können uns von allen unseren gemeinsamen philosophischen und religiösen Problemen frei unterhalten. Nehmen Sie sich nicht die Mühe zu antworten: kommen Sie ganz einfach.

In Hochachtung

Ihr ergebenster Charles Du Bos.

Seine Freude muß wohl groß gewesen sein, seine Ungeduld noch größer, und sein Glück übertraf jede Erwartung, wie wir es aus dem sofort geschriebenen Brief vom 9. Mai ersehen. Jetzt hat Peter Wust das Wort, und ich begnüge mich, seine Briefe mit den notwendigsten Erklärungen zu versehen.

Sehr verehrter, lieber Freund Du Bos!

Paris, den 9. Mai 1928.

Sie sagen in einer Ihrer beiden Widmungen ¹⁾ „sein Freund“ Charles Du Bos. So darf also auch ich Sie künftighin anreden: „Lieber Freund“? Ich darf es, ja? Ach Gott, alle meine Nerven zittern noch jetzt von dem Erlebnis dieses einen Nachmittags. Es ist schon 12 Uhr in der Nacht: eben schlägt die Glocke auf Saint-Etienne-du-Mont ²⁾. Und ihre Töne zittern auch zu Ihnen hinunter an die Seine, zu Ihrer Idylle, in der Ihr großes Herz ein außergewöhnliches Leben des Geistes lebt.

So traurig war ich, als ich heute Mittag aufbrach, um zu Ihnen hinzugehen. Es war heute so ein schwerer Tag der Einsamkeit für mich. Aber als ich nach Hause ging, an Notre-Dame vorbei, da war mir so leicht. Ich hatte ja mitten in dem fremden Paris einen Menschen gefunden. Und es ist so sonderbar: sobald wir armen, einsamen Diener des Geistes Menschen finden, dann hört alles Leid der Welt plötzlich auf zu brennen. Dann wird es hell um uns her. Als ich an Notre-Dame vorbei ging, da war es nicht mehr Notre-Dame: es war Köln, das „alte, heilige Köln“, es war meine Heimat. Wie sonderbar! Wir sind uns alle so fern, so lange wir nur von der Oberfläche her leben. Aber sobald wir ganz tief in uns hinabsteigen, ganz tief hinab, bis dahin, wo unser wahres Menschentum anfängt, da hört ganz urplötzlich alle bittere Not der Individuation auf, da beginnt sofort die Einheit aller und die wunderbare Nähe von Auge zu Auge, von Seele zu Seele, diese Nähe, die ein Mysterium in der trinitarischen Gottheit ist, ein so ganz feiner Synergismus des Geistes, daß neben diesem Phaenomen als geistiger Synergismus die Einheit alles naturhaften Organismus nur eine sehr untergeordnete Erscheinung ist.

Aber vielleicht rede ich im Traum, lieber Freund Du Bos? Vielleicht rede ich im Fieberwahn dieser ersten großen Erregung von heute? Wenn ja, ach, so verzeihen Sie es mir. Ich konnte nicht anders als diese Zeilen Ihnen niederschreiben, damit sie noch unter dem Datum des 9. Mai daständen, als ein Erinnerungszeichen für Sie und für mich. Die Seine fließt Tag für Tag so vorbei wie heute auch, als wir auf dem Balkon standen und nach dem Turm von Saint-Etienne-du-Mont hinüberschauten. Denn die Natur kennt keine historischen Markierungen. Aber wo Seele und Seele in eins fließen, da ist ein historisches Moment, da ist Einmaligkeit, da steht die Zeit still, im Augenblick. So war der einmalige Augenblick Paul Claudels in der Weihnachtsmette von 1886: noch immer hört man das „Adeste fideles“ jenes einmaligen, einzigen Augenblickes ³⁾. Noch immer steht das Rad der zeitlichen Umdrehungen still in dieser einen Minute. So ging es heute mir: Sie prägten den Begriff

„Eckstein“ für das, was ich hier mit Augenblick sagen will, eingedenk einer sonderbaren Stelle in Kierkegaards Schrift: „Der Begriff der Angst“, wo er von dem „...“ bei Parmenides spricht. Genug: wir sind uns begegnet, am 9. Mai 1928, nachmittags 5 Uhr, auf der Isle-Saint-Louis, Rue Budé 1. Sonderbar genug: die Tatsache schon solcher Einmaligkeit. Ich kann nicht genug darüber staunen. Seelen müssen wohl unendlich sein, sonst wäre so etwas einfach unmöglich.

Gute Nacht, lieber Freund. Ich grüße tief ergriffen von der Höhe des Mont Sainte-Geneviève hinunter zur Isle de Saint-Louis. Und ich drücke fest Ihre beiden lieben Hände.

In Dankbarkeit, in ganz tiefer Dankbarkeit
Ihr Peter Wust.

Paris, den 11. Mai 1928

Mein lieber, guter Freund!

Lassen Sie mich Ihnen sofort danken für Ihre lieben Zeilen.⁴⁾ Gestern hatte ich leider wieder einen neuen Anfall von tiefster Niedergeschlagenheit. Ich kann so schwer nur die lange Abwesenheit von meiner lieben Frau und den herzigen Kindern, ganz besonders von der kleinen 8 jährigen Lotti, ertragen. Wenn ich Kinder in ihrem Alter auf der Straße spielen sehe, dann zieht es mich mit einer fast unwiderstehlichen Gewalt zurück nach dem Rhein, nach Köln. Aber ich will mich stark machen: Der Aufenthalt in dieser wunderbaren Stadt, nach dem ich mich seit Jahren gesehnt habe, ist außerordentlich wichtig für mich. Sehr schade ist es nun aber, daß Ihre neuen Einladungen mit Abmachungen zusammentreffen, die ich nicht mehr rückgängig machen kann.

Morgen habe ich den Herren der „Kölnischen Volkszeitung“ am Boulevard Montparnasse 25 einen Besuch für $\frac{1}{2}$ 3 versprochen.

Am Sonntag sollte ich mit den gleichen Herren nach Chartres fahren, um dort die Kathedrale zu sehen.

Und am Mittwoch Nachmittag habe ich bereits Herrn Professor Jacques Maritain versprochen, zu ihm nach Meudon hinauszukommen. Zu diesem Nachmittag wollte Herr Maritain auch Sie hinzubitten, und gerade mit Ihnen zusammen sollte ich dann nach Meudon fahren, wie Herr Maritain geplant hatte.

Auf die Zusammenkunft mit den Herren Baruzi, Ramon Fernandez und Brémond freue ich mich außerordentlich. Gerade Herrn Abbé Brémond kennen zu lernen, das lag mir besonders am Herzen. Sie müßten also jetzt sehen, welcher andere Tag der nächsten Woche in Frage käme. Ich bin (außer Mittwoch bei Herrn Maritain und Montagmittag von 12— $\frac{1}{2}$ 3 bei Herrn Comte de Pange) die kommende Woche noch ganz frei.

Das Hochamt bei den Benediktinern⁵⁾ mit Ihnen zu hören, das wird mir eine ganz große Freude sein. Sollen wir es am Sonntag in 8 Tagen machen? Sie begegneten mit diesem Plan einem Gedanken, der schon vorgestern in mir aufgestiegen ist. Ich wollte Sie schon von mir aus darum gebeten haben, daß wir einmal zusammen einen Gottesdienst besuchen sollten.

Sie vergessen doch auch nicht die Herren André Gide und Paul Valéry. Auf Paul Valérys persönliche Bekanntschaft bin ich am meisten gespannt. Es ist der Philosoph in Paul Valéry, der mich begeistert.

Und nun möchte ich noch um eines bitten, liebster Freund. Schreiben Sie mir, wenn Sie wieder antworten, in Ihrer so schönen Sprache. Erstens deshalb, weil das Ihnen doch weniger Mühe macht. Und zweitens, weil ich gerade von Ihnen in Ihrer so ganz feinen Art zu schreiben Briefe lesen möchte. Was ich lese, verstehe ich ja alles oder fast alles. Nur mein Ohr ist nicht geübt, und so bin ich schwerfällig im Hören.

Ich habe nach Köln geschrieben, daß man Ihnen zunächst einmal sofort zuschickt:

1. den Aufsatz: „Von der seelischen Katharsis des schöpferischen Menschen“.

2. d r e i K a p i t e l meiner Kindheitserinnerungen, betitelt: „Gestalten und Gedanken“, die in einer Zeitschrift erschienen sind. Weitere 8 K a p i t e l dieser „Gestalten und Gedanken“ habe ich noch hier im Ms. bei mir. Ich hatte sie eigens für den Herrn Grafen de Pange mitgebracht, der sich nach der Lektüre der ersten drei Kapitel sehr für die Fortsetzung interessierte. Vielleicht kann ich Ihnen in etwa 10 Tagen dieses Ms. bis zu meiner Abreise in die Hände legen. Bis dahin haben Sie ja auch sicher die drei bereits gedruckten Kapitel erhalten.

Ich freue mich so sehr, lieber, guter Freund, Ihre Bekanntschaft hier in Paris gemacht zu haben, ich fühle, wie sehr wir uns seelisch nahe stehen. Und das, was wir jetzt erlebt haben, ist ja erst der A n f a n g eines ganz Neuen. In den nächsten drei Wochen wird sich manches noch vertiefen. Und von Köln aus wird dann in Zukunft eine schöne Brücke zu Ihnen hinübergespannt sein, vom Rhein zur Seine, von der Seine zum Rhein, und wer weiß, wie oft wir noch über diese Brücke herüber- und hinüberwandern werden, jeder mit den Früchten, die er im Garten Hesperiens gepflückt hat.

Noch eins: ich habe mich eines Irrtums anzuklagen. Das Glockenspiel, das ich im ersten Brief meinte, ist, wie ich jetzt festgestellt habe, auf der „Tour de Clovis“ ⁶⁾ und nicht auf dem Turm von Saint-Etienne-du-Mont.

Herzliche „gute Nacht“, lieber Freund, wünsche ich vom heiligen Berg hier oben zu Ihnen hinunter an die Seine. Noch eine Weile darf ich Sie so nahe wissen. Bald werde ich r h e i n i s c h e G r ü ß e in die weite Ferne senden müssen. Und dann wird es mir schwerer sein, Sie nicht mehr so in meiner Nachbarschaft zu wissen. Mysterium individuationis! Mysterium spatii! Wird einst die Zeit kommen, wo wir alle, wir Brüder des Leidens, unter den Flügeln Gottes versammelt sein werden wie die Küchlein unter den Flügeln der Henne? O ja, sie wird kommen, diese Zeit, lieber Freund, und dann wird keine Trennung mehr sein und keine Not mehr des Raumes und der Zeit. Denn die Ewigkeit ist ja nach Boëthius die „tota simul possessio interminabilis vitae“ . . . Lassen Sie uns harren und hoffen, daß wir dieses Ziel einmal erreichen, wir alle, die wir Brüder waren hier, Brüder der gleichen Lebensnot, Brüder der gleichen Odyssee der Daseins . . . Lassen Sie uns beten, daß Gott unsere M e n s c h w e r d u n g vollende . . .

„Wie wundervoll ist doch der Mensch, wenn er ganz M e n s c h ist.“

So lautet ein Satz des alten Dichters Menander. Und mit diesem Satz will ich Sie allein lassen. Er ist so tief, daß man an ihn und aus ihm alle tiefsten Rätsel der Weltgeschichte studieren kann.

Herzlichste Grüße
Ihr Ihnen dankbarer Freund
Peter Wust

Mein lieber, guter Freund!

Paris, den 15. Mai 1928

Verzeihen Sie, daß ich auf Ihre liebe Einladung zu den Benediktinerinnen, am Donnerstag, erst jetzt zur Antwort komme. Ich danke Ihnen für diese Einladung und werde Sie gerne begleiten.

Am Sonntag war ich in Chartres. Darüber muß ich Ihnen erzählen.

Heute Mittag um 5 Uhr will ich vorbeikommen, um Sie endlich wieder persönlich zu sehen und zu sprechen. Sollten Sie nicht da sein oder sollten Sie keine Zeit haben, dann ist es auch nicht schlimm: ich komme hauptsächlich deshalb, um Ihnen ein Exemplar meines neuen Werkes „Die Dialektik des Geistes“ als Erinnerung an diese unsere Pariser Begegnung zu überreichen.

Herr und Frau Graf de Pange möchten am Donnerstag auch mit zu den Benediktinerinnen gehen. Vielleicht haben Sie die Güte, ihnen am Telephon zu sagen, wann der Gottesdienst beginnt.

Dann noch eine Anregung: kann ich nicht auch noch jemand von den „Nouvelles littéraires“ kennen lernen? Sehr gern würde ich nämlich in Zukunft ab und zu in dieser Zeitschrift oder vielmehr Wochenschrift über die geistige Bewegung bei uns etwas Kleines berichten. Und da wäre es doch gut, wenn man jetzt die Gelegenheit benutzte, um sich persönlich mit den Herren, die diese Wochenzeitschrift leiten, bekannt zu machen.

Also, lieber Freund, heute Mittag um 5 Uhr komme ich bei Ihnen vorbei. Aber lassen Sie sich durch mich nicht in Ihrem Tagesplan stören.

Herzliche, ganz herzliche Grüße,
von Ihrem Ihnen so sehr dankbaren
Peter Wust

Mein lieber Freund!

Paris, den 21. Mai 1928

Soeben habe ich die traurige Nachricht erhalten, daß Max Scheler in die Ewigkeit abberufen worden ist. Ich habe sofort, soweit es mir möglich gewesen ist in der ersten Erregung, einen Nachruf geschrieben, den ich par avion an die „Kölnische Volkszeitung“ abgesandt habe, weil ich von dort um eiligste Zusendung eines Nachrufs gebeten wurde. ⁷⁾

In den letzten 7 Jahren habe ich Seite an Seite mit Max Scheler gelebt: ihm verdanke ich (nach dem ersten Anstoß von Ernst Troeltsch ⁸⁾) die eigentliche Heimkehr zum Glauben. Und so wissen Sie, wie es mir um diese Stunde schwer ist. Ich habe für heute abend Herrn Abbé Laberthonnière ⁹⁾ versprochen. Ich wäre sonst jetzt zu Ihnen hinuntergestiegen.

Schreiben Sie doch, wenn Sie können, einen kleinen Nachruf für eine französische Zeitung. Und beten Sie inbrünstig für Max Schelers Seelenruhe. Herzliche Grüße, lieber Freund, an Sie und Ihre verehrte Familie

von Ihrem Ihnen ganz dankbar
ergeben
Peter Wust

Lieber, guter Freund!

Paris, den 24. Mai 1928

Ich hatte es mir gedacht, daß Sie krank seien. Und ich war in Sorge um Sie. Gott sei Dank, daß Sie wieder wohlauf sind. Die Grippe ist gerade in der Frühjahrszeit so gefährlich. Auch der arme Professor Scheler hatte eine Grippe, wie ich jetzt höre. Und am letzten Samstagnachmittag um 5 Uhr hat sie ihn dem Leben entrissen. Gestern ist er in Köln beerdigt worden.

Vielen Dank für Ihre liebe Einladung. Ich komme also um 5 Uhr morgen. Die Gräfin de Pange läßt Sie noch bitten, sie doch auch mitkommen zu lassen. Vielleicht sagen Sie es ihr telefonisch zu.

Herzliche Grüße, lieber Freund,
von Ihrem Ihnen treu ergeben
Peter Wust

NB: Ich war heute morgen wieder Rue Monsieur 20. ¹⁰⁾

Lieber, guter Freund!

Köln, den 2. Juni 1928 ¹¹⁾

Erste liebe Grüße vom Rhein hinüber nach Notre-Dame. Mein Herz ist über-
voll von Dank gegen Sie. Morgen zum Grabe Max Schelers. Er ist katho-
lisch beerdigt worden. Brief folgt rasch nach. Heute ist mein Kopf noch
schwer. Ich grüße von uns allen Sie, Ihre liebe Frau Gemahlin und Primerose.
Und Notre-Dame sowie Rue Monsieur 20. Ihr Ihnen ganz dankbarer

Peter Wust

Lieber, guter Freund!

Köln, den 8. Juni 1928

Alle die letzten Tage, seit meiner Ankunft hier in Köln, habe ich benutzt, um Genaueres über den Heimgang Max Schelers zu erfahren. Leider ist auch bis jetzt für mich alles noch dunkel geblieben, da ich seine dritte Frau bis jetzt noch nicht sprechen konnte. Ich weiß nicht einmal, wo sie sich aufhält.

Ob dieses Erwachen aus letzter Schmerzbetäubung, von dem ich Ihnen bereits schrieb, eine Umwandlung bedeutete oder nicht, ist vollkommen unklar. Wohl hat Scheler 8 Punkte notiert nach diesem Erwachen. Aber es besteht eine doppelte Version. Die einen sagen: man könne das Geschriebene nicht entziffern. Die anderen erklären, seine dritte Frau entziehe das Niedergeschriebene den Augen der Öffentlichkeit.

Was nun die Beerdigung nach katholischem Ritus betrifft, so ist sie auf einen Zufall zurückzuführen. Schelers zweite Frau Märit stellte bei dem Pfarrgeistlichen den Antrag auf katholische Beerdigung. Der Pfarrgeistlich wandte sich daraufhin an die kirchliche Behörde. Dort waren aber im Augenblick die zuständigen Persönlichkeiten abwesend. Inzwischen kam die Stunde des Begräbnisses, ohne daß der Pfarrer benachrichtigt war. So handelte er denn nach eigenem Ermessen und ließ die katholische Beerdigung zu. Sieht das nicht so aus, als ob Gott unserem lieben Freund noch in letzter Stunde die Segen der Kirche zukommen lassen wollte? Denn die Kirchenbehörde hätte den Antrag ablehnen müssen. Sie war sogar selber froh, daß der Zufall hier Scheler den letzten Segen der Kirche vermittelte.

Am Montagnachmittag war ich auf dem Südfriedhof am Grabe Max Schelers.¹³⁾ Er liegt in einem ganz einsamen grünen Winkel geschmiegt. Bäume und Gebüsch umsäumen am Kopfende das Grab. Es war ein wundervolles Summen der Natur im Gezweig. Und eine Amsel flötete fortwährend ihr süßes Lied. Das Grab war ganz überdeckt von den verwelkten Kränzen, von denen die langen Widmungsschleifen noch herabhingen. Eine Schleife trug den Spruch: „Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste“.

Es war die Schleife, die der Kranz der Kölner Philosophischen Fakultät trug. Ich legte einen Kranz aus Buchenblättern mit weißen Rosen und Kornblumen obenauf. Zu beten war mir fast unmöglich. So sehr bestürmten mich die Gedanken bei diesem erschreckenden Wiedersehen mit diesem Manne, von dem ich mich am 13. März, abends 8 Uhr, verabschiedet hatte, hier an der Ecke der Auerstraße. Ich konnte, nein, ich konnte es nicht fassen, daß Schelers Lippen von der Macht des Todes für immer versiegelt waren. Da ruhte er nun, der ewig Unbehauste, so still, so einsam, so friedlich, im Arm der Natur. So ging eine furchtbare Erschütterung durch mein ganzes Sein in dem Augenblick, als ich an diesem Grab stand, zitternd in dem Gedanken an alles das, was ich seit September 1921 an der Seite dieses Mannes erlebt hatte, zitternd und fröstelnd in dem Gefühl der Einsamkeit. Denn, trotz allem, in seiner Nähe fühlte man sich immer in der Nähe des geistigen Großen und Erhabenen.

Ich lege Ihnen heute grüne Blätter ein, die ich am Grabe für Sie gepflückt habe. Sie sind von den Zweigen, die über seinen Häupten herabhängen. Und dann füge ich noch meinen Aufsatz aus der „Kölnischen Volkszeitung“ bei, den Sie haben wollten.¹⁴⁾

Allmählich lebe ich mich jetzt wieder hier ein in die Arbeit. Es fiel schwer in den ersten Tagen. Ich lese Johannes vom Kreuz: Aufstieg zum Berge Karmel. Mit herzlichen Grüßen an Sie, Ihre liebe Frau Gemahlin und die kleine Primrose, sowie auch an Herrn Dr. Lersch und Frau Gemahlin

von Ihrem Ihnen ganz dankbaren
Peter Wust.

N. B.: Die Furunkel sind nahezu verschwunden. Die Reise am Freitag war leider sehr schmerzhaft.

Mein lieber, guter Freund Du Bos!

Köln, den 16. Juni 1928.

Leider höre ich von Ihnen garnichts mehr. Und wegen dieses Schweigens leide ich. Ich mache mir die grausigsten Gedanken und Vorstellungen. Zunächst denke ich an Ihre kaum überwundene Grippe. Sollten Sie einen Rückfall in diese tückische Krankheit gehabt haben? Es wird doch nichts Schlimmes Ihnen begegnet sein?

Oder habe ich Ihnen mit irgendetwas wehe getan? Habe ich Sie enttäuscht? Auch das könnte ja sein. Ich weiß zwar nicht, wodurch es geschehen sein könnte. Aber Ihre Natur ist so zart: man könnte ja immerhin unbewußt durch irgendetwas Ihr so weiches Naturell verwundet haben.

Wie dem aber auch sei: ich habe Heimweh nach Ihnen. Die gemeinsamen Gänge nach Rue Monsieur 20, die gemeinsame Feier der hl. Kommunion in Meudon, das alles, lieber Freund, hat tiefe, unverwischbare Spuren in meiner Seele hinterlassen. Und dann die Innigkeit, die Inbrunst, mit der Sie beten — wer könnte denn das je wieder vergessen, der es so ganz an Ihrer Seite erlebt hat?

Heute lege ich Ihnen meinen zweiten Nachruf¹⁵⁾ auf Max Scheler bei. Wenn er zur Aufnahme in die „Nouvelles littéraires“ genügen sollte, dann hätte ich damit Ihre Bitte erfüllt. Wenn aber nicht, dann schreibe ich sofort noch einen neuen Aufsatz, so wie Sie ihn haben wollen.

Weiteres über Max Scheler habe ich inzwischen nicht gehört. Man trifft niemand von denen, die bei ihm gewesen sind in den letzten Tagen seines Lebens. Wie geht es sonst bei Ihnen, lieber Freund? Bei Ihrer verehrten Frau Gemahlin? Bei der kleinen Primerose? Und was macht die Notre-Dame? Vergessen Sie nicht, am Gnadenbilde links vom Eingang für mich ein „Ave“ zu beten, wenn Sie morgens dort sind. Im Geiste lebe ich noch immer in Paris und namentlich in Ihrer unmittelbaren Nähe.

Mein Material zu „Weisheit und Heiligkeit“ habe ich auch schon vorgenommen, um immer mehr in diesen so schwierigen Stoff hineinzugleiten.

Empfangen Sie viele liebe Grüße vom Rhein für sich und Ihre Lieben sowie auch für Ihren lieben Nachbar, Herrn Abbé Brémond.

Ihr Ihnen dankbar ergebener
Peter Wust.

N. B.: Auch für den guten Herrn Dr. Lersch und seine verehrte Frau Gemahlin viele liebe Grüße.

Lieber, guter Freund!

Köln, den 31. August 1928.

Diesmal bin ich schuldig eines längeren Schweigens. Aber Sie verzeihen mir sofort, wenn Sie hören, daß ich krank war, viel krank. Meine Krankheit war ein sehr ernstes Blasenleiden, das entstanden war als eine Folge der Furunkulose, die ich in Paris bekam. Ich hatte nämlich in Paris mehrmals des Nachts, wo es kein warmes Wasser gab, die Geschwüre mit kaltem Wasser abgewaschen, und dabei hatte ich mir den Unterleib erkältet. Vor vier Wochen wurde die Sache plötzlich schlimm. Das Wasser stellte sich mehrere Tage lang. Ich war sehr elend dabei und vor allem sehr nervös, weil ich schon an einen chronischen Zustand dachte. Ein tüchtiger Spezialarzt hat mich nun so weit wieder hergestellt.

Morgen fahre ich mit meiner Familie für den ganzen Monat August ins Saargebiet (nach Püttlingen [Saargebiet], Engelfanger Straße 2, bei Saarbrücken), wo wir beim Schwiegervater, den Sie vom Bild her kennen, uns alle zu erholen gedenken.

Ich danke Ihnen noch für Telegramm und Brief. Während ich so da lag, habe ich viel über das nachgedacht, was Sie über Ihr Verhältnis zu André Gide ge-

schrieben haben. In der Tat, Ihr Fall gleicht sehr dem, was ich in meinem Verhältnis zu Max Scheler erlebt habe. Es ist zuweilen so furchtbar, Liebe und Wahrheit in gleicher Weise treu zu bleiben. Und schwer ist es dann, wenn die Wahrheit in Ihrer Unerbittlichkeit zuweilen gegen die Liebe zu entscheiden scheint. Das Wort, das vom Heiligen gilt, gilt ja auch von der Wahrheit. Denn neben dem bekannten Satz: „Omnis sanctus pertinax“ könnte man auch den Satz stellen: „Omne verum pertinax“.

Das geht sogar soweit, daß man von hier zu einem letzten scheinbaren Gegensatz in Gott selbst aufsteigen könnte. Denn wie es überhaupt im Sein die beiden Kategorien der Notwendigkeit (des Ernstes, der Schwere, der unnahbaren Würde usw.) und der Freiheit (der Unforciertheit, der Mühelosigkeit, des Spiels, der Feierlichkeit, der Festlichkeit, des ewigen Halleluja der Freude, der Grazie, der Anmut usw.) gibt (vergleichen Sie auch Schiller: Über Anmut und Würde), so gibt es auch in dem Gott den Gegensatz von Strenge, Würde, Gerechtigkeit (Sinai = Gott) und Liebe. Im Mysterium der Inkarnation sehen wir beide Attribute im Streit miteinander, in einem Streit, den nur die Liebe zu schlichten vermag. Auch bezüglich der Ewigkeit der Hölle tritt dieser Streit hervor. Denn die Liebe will die Aufhebung der Bosheit, aber Gottes Würde streitet dagegen. Deshalb sehe ich auch in des großen Origines Wiederherstellungsidee einen falschen endlich= menschlichen Sentimentalismus, der den tiefsten Untergründen des Seins nicht gerecht wird. Sie sehen, lieber Freund, wie tief ich über Ihre Not in dem Verhältnis zu André Gide nachgedacht habe. —

Im übrigen habe ich die letzten Wochen benutzt, um noch in das Spanische einzudringen. Und bald werde ich soweit sein, um endlich San Juan de la Cruz einigermaßen im Original verstehen zu können. Ich freue mich so sehr darauf, auf diese Weise an das Original dieses Königs der Mystiker heranzukommen. Für „Weisheit und Heiligkeit“ habe ich das nötig. Der Plan zu diesem Werk tritt allmählich immer klarer hervor: ich hatte so viele Zeit in diesen Wochen der Krankheit, um über manches nachzusinnen.

Sie aber werden inzwischen aus Ihrer Einsamkeit auf dem Lande wieder in die Stadt zurückgekehrt sein. Gedenken Sie meiner in Notre-Dame und in Rue Monsieur bei den Benediktinerinnen.

Für heute empfangen Sie viele liebe Grüße von Ihrem nun endlich wiedergenesenen und Sie immer aufrichtig liebenden

Peter Wust.

N. B.: Recht herzliche Grüße auch Ihrer lieben Frau Gemahlin und der kleinen Primrose sowie dem befreundeten Ehepaar Dr. Lersch.

Lieber, liebster Freund!

Köln, den 24. Februar 1929.

Zweimal habe ich bis jetzt von Ihnen auf Umwegen ein Lebenszeichen erhalten. Das erste Mal rief mich Frau Koppel telefonisch an und bestellte mir von Ihnen Grüße. Und heute morgen kam ein Brief von einem Studenten Herbert Dieckmann in Bonn, der mir Grüße von Ihnen bestellte und mir für Mittwoch seinen Besuch ankündigte.

O lieber Freund, ich danke Ihnen so sehr für diese Lebenszeichen. Denn immer noch lebe ich ganz im Andenken an Sie und Paris, im Andenken an Rue Budé 1, im Schatten von Notre-Dame, wo Sie jetzt leider nicht mehr sind. Und dann: in Gedanken an Rue Monsieur 20 oder an Meudon, Rue du Parc 10. Oft habe ich ein unbeschreibliches Heimweh nach Ihnen empfunden. Denn, lieber Freund Du Bos, das spirituelle Band, das uns einmal verbunden hat, es ist unzerreißbar. Hier aber ist das alles nicht, was ich in Paris so wunderbar fand, jene einzigartige communio animarum im christlichen Denken und Leben. Hier ist alles tot und kalt. Seit der gute Max Scheler fort ist, fehlt hier das Feierliche

des Geistes, das fascinosum Spiritus. Auch hier am Rhein verspürt man die Eiskühle protestantischer Skepsis. Warum sind Sie nicht hier? Oder warum bin ich nicht unter Ihnen geboren? Dieses Hineingeworfensein in ein amusisches Land, das ist mein großes Verhängnis. Erbarmen Sie sich meiner und schicken Sie mir ein Zeichen Ihrer Hand und ein neues Pfand Ihrer Freundschaft. „Hic ego barbarus sum, quia non intelligor illis.“¹⁶⁾

Die $\frac{3}{4}$ Jahre, die ich nun wieder hier bin, waren zunächst leidvoll, weil meine Gesundheit nicht besonders gut war. Die Furunkulose, die ich in Paris bekam, hat erst vor einem Monat aufgehört. Ich habe so etwa 24 Geschwüre gehabt, und das war oft sehr schmerzlich und störte im Arbeiten.

Wie geht es mit Ihrem Hals? Ist es besser geworden? Ich hoffe doch, daß Ihre Stimme wieder da ist.

Im übrigen habe ich über „Weisheit und Heiligkeit“ gesessen und gegrübelt. Das Buch kostet mich noch viele Arbeit. Daneben habe ich eine Reihe von Arbeiten geschrieben, kleinere Aufsätze, die erst im Druck sind. Darunter ist einer, der „Die Monumentalität der Geschichte“ betrifft.

Im religiösen Leben habe ich oft eine besondere Schwierigkeit. Zwar nicht im Glauben. Denn im Glauben bin ich ganz fest. Ich leide unter keiner Spur von Skepsis. Aber oft leide ich unter dem Bewußtsein, vor Gott so ganz unvollkommen zu erscheinen. Das ist meine einzige, meine ganz große Not. Sie stehen vor mir als ein so ganz großes Beispiel edelsten, frömmsten Menschentums. Und ich — ich bin so arm an Verdiensten vor Gott. Ich kann Gott nichts anderes anbieten als ein armes, über und über mit Wunden und Narben bedecktes Herz. Beten Sie für mich. Ich möchte ja doch zu Gott kommen: nur in Ihm werde ich einst ganz ruhen können von aller irdischen Not. Aber, werde ich das Ziel erreichen? Immer lastet diese Sorge um mein Heil auf mir. Ich kann nichts daran ändern, daß diese Sorge mich immer wieder befällt. Gott ist so groß, und ich bin so klein, so hilflos, so preisgegeben jedem Sturmwind dieses Erdendaseins. Wenn Gott mich einstens nur als Bettler zuläßt zu seinem Reich, dann werde ich ganz zufrieden sein. Aber ob ich selbst das von Gott erwarten darf? Liebster Freund, die Stunde der ewigen Entscheidung rückt näher und näher. Möchte doch Gott uns allen gnädig sein! — Viele Grüße an Sie, Ihre verehrte liebe Gattin und die kleine Primerose, sowie an alle lieben Freunde, die Sie treffen

ganz in Liebe und Hingabe
Ihr Peter Wust.

Köln, den 27. März 1929.

Liebster Freund!

Ich kann dem Drang nicht widerstehen, Ihnen wenigstens ein recht frohes Osterfest zu wünschen. Und das Gleiche auch Ihrer verehrten Frau Gemahlin und dem kleinen Fräulein Primerose.

Durch Freund Baruzi¹⁷⁾ habe ich endlich Ihre neue Adresse erfahren. Ich war einmal in Versailles und kann mir jetzt vorstellen, wie schön Sie da draußen wohnen. Und doch, die Rue Budé werden Sie wohl so bald nicht vergessen. Jetzt, wo sich langsam die Zeit wieder naht, da wir uns in Paris begegneten, überfällt mich geradezu das Heimweh nach dieser wunderbaren Stadt. Ich las dieser Tage in den Zeitungen die Schilderungen von dem feierlichen Leichenbegängnis des Marschalls Foch. Da überkam mich die Sehnsucht von neuem. Sie glücklicher Mann, daß Sie inmitten einer so reichen Kultur leben, denken, schreiben dürfen!

Sollten Sie über Ostern in Rue Monsieur 20 bei den Benediktinerinnen das Hochamt mitfeiern, dann vergessen Sie meiner doch ja nicht in Ihrem Gebet. Sie geben mir so viel, liebster, liebster Freund, und Sie sind mir so viel,

daß ich Ihnen nie genug danken kann. Seit ich mit Ihnen die Rue Monsieur zusammen erlebt habe, bin ich eine ganze Dimension tiefer in die Seele des Katholizismus hineingerückt.

Nochmals recht frohe, frohe Auferstehungsfeier! Ich werde auch für Sie beten. Viele liebe Grüße vom Rhein und von der alten Kölner Kathedrale sendet Ihnen Ihr Ihnen immer treu verbundener

Peter Wust.

Köln, den 19. Mai 1929.

Pfingstsonntag.

Lieber, viellieber Freund!

Heute vor einem Jahr war ich in Versailles. Wäre ich um diese Stunde dort, dann träte ich jetzt vielleicht Sie und Ihre Lieben. Aber das ist nicht möglich. Deshalb schicke ich Ihnen ein Zeichen der Erinnerung, ein lebendiges Zeichen. Lesen Sie den beigegeführten Aufsatz „Pariser Rechenschaft“¹⁸⁾, der Ihnen, wenn auch erst nach einem Jahr, sagt, was Sie und Ihr Freundeskreis mir gewesen und geworden sind. Was sich tief auswirken soll, muß eine lange Inkubationsfrist haben. An diesem Aufsatz aber sehen Sie allerort, wie alles sich ausgewirkt hat.

Ich danke Ihnen noch für die Zusendung Ihres Tagebuches¹⁹⁾ zu Ostern. Sie können sich vorstellen, mit welcher Liebe ich darin den Spuren Ihrer Seele, Ihrer heimsuchenden Seele, nachgegangen bin.

Darf ich Sie bitten, diesen Aufsatz auch der französischen Öffentlichkeit vorzulegen? So wäre damit vielleicht eine Möglichkeit gegeben, daß sich unsere beiden Völker oder zum mindesten Rheinländer und Franzosen etwas besser zu verstehen anfangen. Ich betrachte es als ein glückliches Omen, daß dieser Aufsatz in dem Augenblick erscheint, wo alle Blätter die Ritterlichkeit der französischen Hilfeleistung beim Unglück des „Graf Zeppelin“ rühmen, das sind so Augenblicke, wo das Licht höherer Menschlichkeit in die Dunkelheit des nationalen Trieblebens hineinfällt.

Und nun, lieber Freund, nun beten Sie in den nächsten Monaten mit besonderer Innigkeit für mich. Denn ich sitze intensiv am Ms. von „Weisheit und Heiligkeit“. Noch ist es schwer, bis ich den Berg wieder erstiegen habe. Aber ich vertraue auf die Gnade der Erleuchtung durch den Heiligen Geist Gottes, dessen Fest wir heute feiern. Ich war heute morgen in der alten Kathedrale: da dachte ich viel an Sie, und meine Gedanken grüßen im stillen hinüber nach Notre-Dame und nach Rue Monsieur 20.

Grüßen Sie alle lieben Freunde und empfangen Sie viele liebe Grüße für sich selbst und für Ihre verehrte Gattin sowie auch für Fräulein Primerose, nicht zu vergessen auch den jungen befreundeten Arzt und seine Gattin: ich habe den Namen vergessen.

Mit herzlichem Händedruck verbleibe ich Ihr ergebenster

Peter Wust.

Köln, den 20. Juli 1929.

Mein liebster, verehrtester Freund!

Immer noch habe ich Ihnen für den dritten Band des Tagebuches²⁰⁾, für den „Gide“²¹⁾ und für den „Byron“²¹⁾ zu danken — und dann, für den selten lieben und schönen Brief. Aber ich schwieg und schwieg, nicht wahr? Wußten Sie es zu deuten, dieses merkwürdige Schweigen?

Lieber Freund, der Hintergrund der „Pariser Rechenschaft“ war grenzenlose Einsamkeit, jene menschliche Einsamkeit, die ins Metaphysische hinabgeht. Und das bedeutet eine Einsamkeit, die auf Erden nicht aufgehoben werden kann, weil sie eine Einsamkeit ist, die aus dem Hunger und dem Durst nach Ewigkeitsfülle in uns entsteht, nach jenem „ „, in dem nur die trini-

tarische Gottheit lebt. Und erst dann, wenn wir in die „tota simul possessio“ dieser unendlichen Liebesfülle eingesenkt sein werden, erst dann wird der Durst nicht mehr in unserer Kehle brennen, den hier kein Wasser stillen kann und nicht der beste Wein.

Aber als ich damals in dem Aufsatz „Pariser Rechenschaft“ — nach der Wartezeit eines langen Jahres — diese meine Sehnsucht nach Liebe, nach Licht, nach Ewigkeit, nach Glück, nach meerestiefem Glück, zu Ihnen und den Freunden in Paris hinübergerufen hatte, da trat die Reaktion ein; was ich aus tiefster Seele gesagt, geschrieben hatte, es ließ, indem es hinausging, auch meine Kraft und mein Blut mit hinausströmen, und so versank ich für Wochen und Wochen in eine Art Ohnmacht der Seele, in einen Zustand der Gnadenlosigkeit und Liebesferne, wie ihn die Mystiker kennen, die ihn die „dunkle Nacht“ heißen und die „Wüste der Seele“. Ich hatte zu viel verausgabt. Weiß Gott, daß auf ein paar Zeilen dieser Tonart so viel Kraft verausgabt werden muß. Aber ich bin nun einmal dieser Mensch, der ich bin: ich lege zuweilen in ein kurzes Wort das ganze Schwergewicht meines ohnehin so sehr begrenzten Daseins hinein; und hinterher muß ich dann wochenlang als Bettler am Wege stehen, der nur soviel in seinen hingehaltenen Hut bekommt, daß er knapp für den kommenden Tag zu leben hat. —

Wie aber ist es nun mit dem Aufsatz geworden? In den „Nouvelles littéraires“ habe ich ihn bis jetzt noch nicht gefunden. Oder wird man ihn dort nicht bringen?

Inzwischen habe ich in Ihren Tagebüchern und in dem „Gide“ gelesen. Ich danke Ihnen für all den Reichtum Ihres Geistes oder besser: Ihres Menschentums. In diesen Büchern wenigstens kann ich für Augenblicke die räumliche Distanz aufheben, die leider zwischen uns liegt.

Ich lege Ihnen noch ein, was auf die „Pariser Rechenschaft“ folgte, vor allem einen zweiten Aufsatz: „Nochmals Pariser Rechenschaft“²²), der Sie sicher interessieren dürfte.

Das Heft der „Deutschen Rundschau“ (Maiheft) mit dem Aufsatz: „Die Monumentalität der Geschichte“ ist Ihnen doch auch wohl zugestellt worden? Ich hoffe es wenigstens.

Empfangen Sie für heute, verehrtester Freund, zugleich mit Ihrer lieben Gattin und der kleinen Primerose von uns allen recht liebe Grüße.

Ihr Ihnen in treuer Liebe und Freundschaft
ganz eng verbundener
Peter Wust.

Mein lieber, verehrter Freund!

Köln, den 12. November 1929.

Heute muß ich Ihnen schreiben, weil eine Saarbrücker Landsmännin, die viel über französisches Schrifttum in deutschen Zeitschriften schreibt, über Sie und Ihre Bücher einem Leitartikel in der Monatsschrift „Literarische Handweiser“ (Verlag Herder, Freiburg im Breisgau) bringen möchte. Sie heißt: Fräulein Dr. Klara M. Faßbinder und wohnt in Saarbrücken, Walther-Rathenau-Straße 12 (Saargebiet, französisches Inlandporto). Ich bitte Sie, lieber Freund, möglichst umgehend ihr Ihre Bücher (namentlich aber den „Dialogue avec André Gide“) als Rezensionsexemplare vermitteln zu wollen.

Inzwischen habe ich seit etwa drei Monaten über Ihren „Dialogue avec André Gide“ (neben meiner übrigen Arbeit) gesessen. Dieses Ihr Buch hat mir eine Fülle philosophischer Anregungen gegeben. Besonders das Kapitel: „Le Labyrinthe à claire-voie“. Z. B. Die Unterscheidung von „complexité“ und „complication“, der Begriff der Wahl (Entscheidung) — man wird an Kierkegaard erinnert —, der Begriff der „délibération“ mit seinen Unterschieden, die Unterscheidung von „l'inquiétude“ und „le trouble“, die tiefen Gedanken über

„l'équilibre de l'homme“ mit dem Hinweis auf „le miracle proprement catholique“ (Seite 199) — alles das sind für mich streng metaphysische Probleme des Tiefengrundes der Seele, Probleme des Selbst, die einen Einblick gestatten in die eigentlichen Wunder des Universums, in die Wunde des geistigen Kosmos. Sie sind eigentlich ein ganz spekulativer Metaphysiker, lieber Freund.

Beglückt war ich, daß Sie das Übel der „Pédérastie“ so mannhaft und offen angefaßt haben: es ist der Krebschaden unserer Zeit.

Von Gide selbst habe ich bis jetzt nur die „Faux — Monnayeurs“ und „Si le grain ne meurt...“ gelesen, auch „Le journal des F.M.“. „Die Falschmünzer“ haben mich trotz ihrer Technik furchtbar niedergeschmettert — das ist ja Auflösung alles Geistigen wie aller Kunst, „dispersion absolue“, wo „concentration“ doch eigentlich das Ziel sein sollte von Kunst und Leben. Ich hoffe, selbst demnächst einmal über Ihren „Dialogue avec André Gide“ einen Aufsatz schreiben zu können.

Im übrigen, lieber Freund, haben die sechs Wochen mit Ihnen weitere Folgen gehabt. Ich bin nun soweit, daß ich bei meinem nächsten Aufenthalt in Paris jeden Morgen wie Sie selbst und mit Ihnen an die Kommunionbank treten werde. Jetzt erst verstehe ich ganz den Sinn unserer damaligen Begegnung. Sie waren nach Gottes geheimem Plan der Vollender meiner „Rückkehr aus dem Exil“ der Welt und der Gnosis zur Tiefe des Glaubens und zur „Torheit“ Christi. O ich danke Ihnen, und ich danke Gott, daß er mich gerade zu Ihnen geführt hat.

Grüßen Sie alle lieben Freunde, besonders Herrn Gabriel Marcel und den lieben Abbé Mugnier. Und empfangen Sie selbst zugleich mit Ihrer verehrten Gattin und Fräulein Primerose herzlichste Grüße von Ihrem Ihnen in Christus dankbar ergebenden

und getreuen
Peter Wust.

Lieber, verehrter Freund!

Köln, den 22. Dezember 1929.

Auch Ihnen, Ihrer verehrten Frau Gemahlin und Klein-Primerose möchte ich ein recht gnadenreiches Weihnachtsfest wünschen. Sollten Sie in Rue Monsieur bei den Benediktinerinnen knien, dann vergessen Sie nicht, zum göttlichen Kinde ein stilles Gebet zu sprechen für den Schreiber dieser Zeilen, der Ihnen, lieber verehrter Freund, so viel Großes verdankt durch das lauter-schöne Beispiel, das Sie ihm im Mai 1928 als gläubiger und betender Mensch gegeben haben. Auch ich werde für Sie und Ihre Lieben innigste Gebete verrichten.

Mit herzlichen Weihnachtsgrüßen
Ihr Ihnen immer dankbarer
Peter Wust.

Lieber, verehrter Freund!

Köln, den 12. März 1930

Empfangen Sie noch herzlichen Dank für den schönen Band „Vigile“²³⁾, an dem ich jetzt sitze. Dieser erste Band verspricht ja Schönes und Großes für die Zukunft. So etwas brauchten wir hier am Rhein.

Ich lege Ihnen noch einen Aufsatz bei, der ein Stück Lebensphilosophie ist: „Ungewißheit und Wagnis“, eine Art Selbstbeichte, wie Sie finden werden, aus tiefstem Erleben heraus konzipiert. Es war ein Vortrag, den ich in Augsburg gehalten habe und der um meiner Zuhörer willen in der „Augsburger Postzeitung“ abgedruckt worden ist, obwohl er sicherlich besser in einer Zeitschrift erscheinen wäre.

Kürzlich war der heitere und so kindlich-fromme Graf d'Harcourt²⁴⁾ hier zehn Tage in Köln. Ich habe ihm viel von Ihnen gesprochen, und er will Sie demnächst besuchen und Ihnen Grüße von mir bestellen.

Sie schweigen zwar immer lange. Aber, lieber Freund, ich glaube an Sie und vertraue auf Sie. Ich bin mit dem Herzen immer bei Ihnen und vergesse nie, daß ich durch Sie, ja, durch Sie gerade am meisten, eine Stufe näher heran zu Gott geführt worden bin. Manchmal wird es mir schwer, sehr schwer, nicht in Ihrer Nähe sein zu dürfen. Aber beten Sie für mich, lieber Freund, beten Sie, daß Gott mir weitere Gnaden schenkt. Ich bin immer „auf dem Wege“ als ein armer Wanderer, der nach Hause strebt. Ich bete auch täglich für Sie, zum Dank für alles, was ich Ihnen schulde.

Herzliche Grüße Ihnen, Ihrer verehrten Frau Gemahlin und Fräulein Primerose
von Ihrem Ihnen stets so ganz getreuen
Peter Wust.

N. B.: Das kleine Bild soll Sie besonders innig Auge in Auge grüßen.

Lieber, verehrtester Freund!

Münster, den 2. Mai 1933.

Soeben trifft Ihr liebes Geschenk ein, das Bändchen über François Mauriac, zugleich mit einer Widmung, die zeigt, wie sehr Sie mir nahe sind. Ich danke Ihnen für alles, lieber, guter Freund, und ich werde im Gebete Ihnen täglich nahe bleiben.

Morgen beginnt das Sommersemester, und da will ich heute wenigstens noch, vor Eintritt in die Vorlesungen, Ihnen ein paar liebe Zeilen zugehen lassen. Recht schönen Dank für die Aufnahme, die Sie meinem lieben Freund und Mentor, Herrn Pater Philotheus Böhner, haben zuteil werden lassen. Seit ich hier bin, hat er freundschaftlich an meiner Seite gestanden. Mir ist, als hätte der heilige Franz selbst ihn mir zugesellt.

Lieber Freund, ich habe eine große Abhandlung fertiggestellt, mit dem Titel: „Der Mensch und die Philosophie“, die in etwa vier Fortsetzungen in diesen Wochen in der „Kölnischen Volkszeitung“ erscheint. Ich werde sie Ihnen zustellen, sobald sie erschienen ist. Diese Abhandlung hebt das Prinzipielle heraus, um das es sich heute bei dem Streit um die Wesensbestimmung der Philosophie handelt, und läuft schließlich aus in Gilsens Thema über Wesen und Sinn einer christlichen Philosophie. Ich habe gedacht, ob das nicht eine Abhandlung für „Vigile“ wäre. Wenn ja, dann wäre ich sehr froh darüber, in dem Gedanken durch Veröffentlichung dieser Abhandlung wieder sichtbar in dem Kreise hervortreten zu können, dem ich seit 1928 so eng verbunden bin als christlicher Mensch.

Jetzt endlich dürfte ich die schwere Anfangszeit in Münster so weit überwunden haben, daß ich wieder daran denken kann, an die eigene Produktion heranzugehen. „Weisheit und Heiligkeit“ soll nun endlich gefördert werden und ferner ein Buch über „Ethos und Erkenntnis“, zu dem die obige Abhandlung die Urzelle ist. Daß ich in dieser ersten Zeit hier in Münster nicht mehr so recht zu produktiver Arbeit kam, ist begreiflich, wenn Sie bedenken, daß ich in fünf Semestern sieben neue Vorlesungen aufzubauen hatte.

Im übrigen bewege ich mich immer noch ambulando in der schönen Natur, die Sie insbesondere von der eigenen Fahrt her kennen, die wir gemeinsam gemacht haben. In der Natur allein und in der Übernatur finde ich die Kraft, um alles das zu ertragen, was sonst so von Tag zu Tag ertragen werden muß. Mir kommt jetzt so oft Goethes Wort (aus dem Anfang des West-östlichen Diwan) in den Sinn:

„Flüchte du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten.“

Herzliche Grüße von uns allen an Sie, lieber Freund, an Ihre liebe Familie und auch an Herrn Pater Philotheus.

In nexu caritatis Christi
Ihr treu ergebener
Peter Wust.

Anmerkungen:

- 1) Auf Büchern, die ihm Du Bos bei seinem ersten Besuch schenkte.
- 2) P. Wust war in dem nahe gelegenen „Hôtel des Sports“, 59 Rue du Cardinal Lemoine, also auf der Montagne Ste. Geneviève, abgestiegen, und Charles Du Bos wohnte nicht weit davon, 1, Rue Budé, in der berühmten Ile St. Louis.
- 3) Um den vollen Sinn dieses Satzes klar zu machen, soll man den Anfang der „Pariser Rechenschaft“ kennen, den P. Wust in der „Kölnischen Volkszeitung“ vom 19. Mai 1929 veröffentlichte:
„Am 1. Mai 1928 betrat ich zum ersten Male den Boden von Paris. Es war das Ende eines langen Weges und die Erfüllung einer lange gehegten stillen Sehnsucht. Mein erster Gang war nach Notre-Dame, wo ich gleich vorn, im rechten Seitenschiff, an einer Säule stehen blieb, um Gott für so manches zu danken und zugleich auch in ein tiefes Nachsinnen zu versinken über die Bedeutsamkeit der Stätte, an der ich nun endlich stand. Gewiß ergriff mich zunächst die wunderbare Kunst dieses alten gotischen Raumes, und das liebevolle Blau der alten Fenster zog mich in seinen Bann. Aber stärker als alle diese Eindrücke war jetzt fürs erste die Erinnerung an den Mann, der an dieser Stelle am Weihnachtsmorgen des Jahres 1888 beim Gesang des „Adeste fideles“ den ersten geheimnisvollen Stoß der Gnade verspürt hatte, die Erinnerung an Paul Claudel, der seit langem für mich wie ein Symbol mitten in dem Zeitalter geistiger Stürme stand, das wir in den letzten Jahren zu durchmessen hatten.“
Claudel selbst hat diesen seinen Augenblick der Erleuchtung besungen, und Charles Du Bos hat seinen dichterischen Text sehr schön kommentiert.
- 4) Du Bos antwortet sofort, am 10. Mai, allein wir besitzen diese Antwort nicht.
- 5) Es ist wohl die Abtei der Benediktinerinnen, 20 Rue Monsieur, die zu dieser Zeit von zahlreichen Denkern besucht wurde; auf den Gottesdienst folgte gewöhnlich eine Diskussion auf hoher geistiger und geistlicher Ebene. Die Abtei selbst besteht nicht mehr, aber die Benediktinerinnen haben eine andere gebaut in Limon bei Igny (Seine et Oise).
- 6) Dieser Turm gehört zum Gymnasium Henri IV, das sich ganz in der Nähe von St. Etienne du Mont befindet.
- 7) Er erschien am 23. Mai in der Nummer 380.
- 8) Über diesen Anstoß hat P. Wust folgendes mitgeteilt:
„Bei Gelegenheit einer Tagung in Unterrichtsfragen war ich am 4. Oktober 1918 zu dem berühmten Religionsphilosophen Ernst Troeltsch, mit dem ich damals im Briefwechsel stand, zu einer kurzen Aussprache unter vier Augen eingeladen worden. Tief erschüttert von der Situation der Zeit, versuchte Troeltsch damals neue Kräfte des Glaubens in mir aufsteigen zu lassen. ‚Diese äußere Niederlage, die wir jetzt erleben‘, so sagte er mir, ‚braucht Sie nicht zur Verzweiflung zu führen. Denn diese äußere Niederlage ist nur die konsequente Folge jener inneren Niederlage, die wir bereits seit dem Tode Hegels dauernd erleiden, insofern wir den großen Väterglauben an die souveräne Macht des Geistes aufgegeben haben.‘ Wie ein Blitzstrahl durchzuckten diese Worte in jenem Augenblick meine Seele, und nun fügte Troeltsch, anspielend auf meine Glaubensnöte, die ich ihm brieflich geschildert hatte, noch die Mahnung hinzu: ‚Sie sind noch jung. Wenn Sie noch etwas für die Kräfteerneuerung unseres Volkes tun wollen, dann kehren Sie zurück zum uralten Glauben der Väter und setzen Sie sich in der Philosophie ein für die Wiederkehr der Metaphysik gegen alle müde Skepsis einer in sich unfruchtbaren Erkenntnistheorie.“ („Gedanken und Gestalten“, Kösel, München, 4. Aufl. 1950, 255–256).
- 9) P. Laberthonnière war, wie auch Maritain, Blondel und Gabriel Marcel, die Peter Wust in Paris traf, ein Vertreter des „Personalismus“. Mit dieser Bewegung, die in der französischen Philosophie unserer Zeit eine bedeutende Rolle spielt, fühlt sich P. Wust verwandt. Über den Personalismus s. das anregende Buch E. Mouniers: „Le Personnalisme“ (Presses Universitaires de France 1949, 136 Seiten 170,- frs.)
- 10) s. Anm. 5
- 11) Einige Zeilen auf der Ansichtskarte des Kölner Doms.
- 12) Eine anonyme Notiz aus der „K.V.“ vom 24. Mai (Nr. 384), auf der P. Wust selbst die Worte „nach dem Ritus der katholischen Kirche“ unterstrichen hat.
- 13) In der Nr. 442 der „K.V.“ vom 16. Juni veröffentlichte er einen Artikel „Am Grabe Max Schelers“, den er Ch. Du Bos schickte.
- 14) Wahrscheinlich den ersten Nachruf zum Tode Max Schelers.
- 15) (s. Anm. 13)
- 16) Vgl. in dem Briefe vom 3. Februar 1928 an Marianne Weber: „... gerade unter den Gymnasialkollegen lebte ich von 1910 bis 1925 in fürchterlicher Einsamkeit. Wie oft fielen mir Ovids Verse ein:
„Hic ego barbarus sum, quia non intellegor illis.“
„Hier gelte ich als Barbar (Ausländer), weil ich nicht von ihnen verstanden werde.““

- 17) Jean Baruzi, dessen Hauptwerk eine grundlegende Arbeit über St. Jean de la Croix ist, starb als Professor des Collège de France.
- 18) s. Anm. 3
- 19) „Extraits d'un Journal“ (Sc. de la Pléiade) Diese Auswahl ist ein Meisterwerk des Tagebuches. Seit dieser Zeit sind mehrere Bände der Tagebücher von Charles Du Bos erschienen, die ersten bei Corrêa, die folgenden bei Editions de la Colombe.
- 20) Hier vermute ich einen Irrtum: Es handelt sich wohl um den dritten Band von „Approximations“.
- 21) Zwei bedeutende Werke von Charles Du Bos; in dem ersten findet man das Kapitel, das den Titel trägt: „La Labyrinthe à claire voie“.
- 22) Ein Konsul Julius Stocky hatte auf die „Pariser Rechenschaft“ geantwortet („K.V.“ Nr. 381 v. 3. Juni 1929); daher der zweite Aufsatz von P. Wust in der „K.V.“ Nr. 397 vom 9. Juni 1929.
- 23) Das war der Titel einer sehr reichhaltigen Sammlung, in der Ch. Du Bos besonders bedeutende Texte veröffentlichen wollte; nur einige Nummern sind erschienen. P. Wust sollte einen Beitrag für diese Zeitschrift stiften.
- 24) Der in Deutschland sehr bekannte Germanist Robert d'Harcourt, jetzt Mitglied der Académie Française.

DIE BAROCKALTÄRE VON KLEINBLITTERSDORF

VON PETER VOLKELT

1. Baugeschichte und Zustand der alten Pfarrkirche

Zwischen Saarbrücken und Saargemünd liegen das lothringische Großblittersdorf links und das saarländische Kleinblittersdorf rechts der Saar einander gegenüber. Politisch gehörten beide Gemeinden bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts zum Herzogtum Lothringen und fielen mit diesem 1766 nach dem Tode Stanislaus Lescinskys, des letzten Herzogs von Lothringen, an Frankreich. Kleinblittersdorf kam dann aber durch Tausch im Jahre 1781 an die Herrschaft der Grafen von der Leyen, die zu Blieskastel residierten, während Großblittersdorf bei Frankreich verblieb ¹⁾. Erst 1829 ging Kleinblittersdorf in preußischen Besitz über. Kirchlich unterstanden beide Gemeinden seit dem frühen 13. Jahrhundert der Abtei Wadgassen und der Diözese Metz ²⁾. Von etwa 1758–1760 an, also noch zu lothringischer Zeit, begann sich Kleinblittersdorf jedoch allmählich von der Patronatskirche in Großblittersdorf zu lösen und sich zu einer eigenen Pfarrgemeinde zu entwickeln ³⁾. Damals riß man die „Kuchlinger Kapelle“ ab, die zwischen Auersmacher und Kleinblittersdorf lag und bisher diesen beiden Gemeinden als Gotteshaus gedient hatte ⁴⁾, und beide Orte erhielten neue Kirchen. 1759–60 wurde die katholische Pfarrkirche St. Agatha, d. i. die sogenannte „alte Kirche“, in Kleinblittersdorf erbaut, die bis auf den heutigen Tag – obwohl profaniert – immerhin erhalten geblieben ist. Als Kultbau wurde sie ersetzt durch die aufwendige Kirche, welche sich die Gemeinde 1906–1908 von dem Saarbrücker Architekten Hektor in historisierend romanischen Formen an *anderer* Stelle im Ort erbauen ließ. Und so blieb die alte Kirche eben stehen. Lange Zeit unbenutzt, war sie während des ersten Weltkrieges Lebensmittelmagazin und wurde 1923 als „Katholisches Vereinshaus“ eingerichtet. Gegenwärtig dient sie im Erdgeschoß teils als Wohnung, teils als Gastwirtschaft, im Oberstock, den man durch Einziehen einer Decke in halber Höhe des Kirchenschiffes gewann, als Lichtspieltheater. Den zweiten Weltkrieg hat die alte Kirche



Alte Kirche in Kleinblittersdorf

überstanden. Das Dach wurde ausgebessert, so daß die Stukkaturen im ehemaligen Chor glimpflich weggekommen sind.

Der Bau vertritt in reiner Form den Typ der ehemals sehr zahlreichen schlichten barocken Saalkirchen des Gebietes. Das Schiff hat rechteckigen Grundriß und umfaßt vier Achsen. Der Chor ist eingezogen und schließt dreiseitig. Die Kirche ist nicht geostet, was mit der Lage dicht an der Saar und dem nach ihr abfallenden Gelände zusammenhängt. Ein günstiger Zugang zur Kirche war nur von der Ostseite, der Landseite her möglich, woraus zwangsläufig folgte, den Altarraum in das Westende des Baues gegen den Fluß hin zu legen. Von der Saar her gesehen präsentiert sich die Kirche als einfacher, aber gutproportionierter Bruchsteinbau mit sorgfältig ausgeführten Eckquaderstreifen aus Sandstein und steilem, biberschwanzgedeckten durchgängigen Dach über dem Saalbau und dem Westchor. Die geschieferten Dachhäuschen — drei auf jeder Seite — sind nicht mehr vorhanden. Die Grate des abgewalmten Chordaches waren ursprünglich mit Schieferstreifen eingebunden.

Die dem Dorfe zugekehrte Ostseite der Kirche ist als Eingangs-Fassade ausgebildet. Ihr ursprüngliches Aussehen ist insofern verändert, als beiderseits des Portals je ein Fenster eingebrochen und das Portal selbst — in seiner unteren Hälfte zugesetzt — zu einem Fenster umgewandelt wurde. Außerdem fehlt das Glockentürmchen, das an der Stelle des heutigen Krüppelwalmes saß und die Fassade überhöhend abschloß. Es wurde im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts abgenommen. In der Konstruktion des Daches an der Giebelseite läßt es sich noch nachweisen. Ein geschieferter, achtseitiger, an den Ecken gebrochener Helm bedeckte dieses Türmchen, vergleichbar denen in Bübingen oder Güdingen.⁵⁾

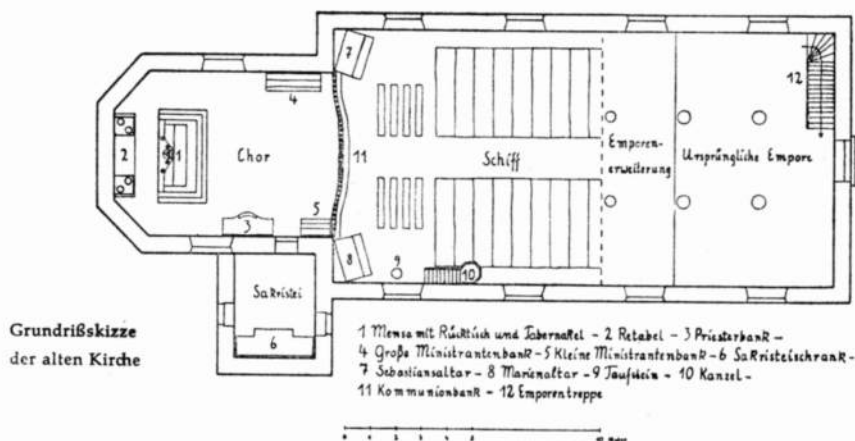
Das Portal wird eingefast von Türpfeilern, die den feinprofilierten runden Türbogen tragen. Um das Portal aufwendiger zu machen, ist noch ein zweiter etwas vorspringender Rahmen aus Pilastern und einem Segmentbogen darum gelegt, welche zusammen mit den in verschiedener Höhe liegenden Pfeiler- bzw. Pilastergesimsen ein originelles rhythmisches Spiel treiben. Ein großer Okulus über dem Portal und ein kleiner im Giebel bildeten mit der Tür und dem Glockentürmchen die betonte Mittelachse der Fassade.

Die Eklisenen, die Portal- und Fenstereinfassungen in ihrem rötlichen Sandstein hoben sich von den weiß verputzten Wandflächen ab. Sein Licht erhielt der Bau durch einfache rundbogige Fenster in Hausteinrahmen, die heute größtenteils mit Ziegelsteinen ausgefüllt sind und ihre Sohlbänke

verloren haben. An den Längsseiten des Schiffes, das stark verbaut ist, sind es je vier, an denen des Chors ist es je ein Fenster. Der Chor selbst endet in drei fensterlosen gebrochenen Schlußwänden, deren mittlere breiter ist. Verzahnte Quaderstreifen bilden die Ecken oberhalb des durchlaufenden Quadersockels.

Im Innern besaß die Kirche eine geräumige Westempore auf sechs dorischen Säulen mit Schwellung. Die Säulen sind jetzt nicht mehr vorhanden. Die Empore wird aber noch als solche des Lichtspieltheaters benutzt. Ihre jetzige Größe, die fast die Hälfte der Saallänge erreicht, erhielt sie in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die beiden vorderen, dem Chor zugekehrten Säulen samt der Brüstung wurden damals hinzugefügt. Sie waren etwas dünner als die anderen vier. Ursprünglich war die Empore also um etwa ein Drittel kürzer. Der Chorraum liegt um eine Stufe höher als das Schiff. Der Chorbogen – ein profilierter Korbbogen – ist unverändert geblieben und dient jetzt als Bühnenrahmen. Der Fußboden der Kirche war mit Sandsteinplatten ausgelegt, die zum Teil entfernt und durch Plättchenbelag des 19. Jahrhunderts ersetzt sind.

Die Frage nach dem Baumeister wurde bisher noch nicht angeschnitten und bleibt vorerst offen. Für die Abtei Wadgassen war während der Amtszeit des Abtes Michael Stein (1743–1778) der in ihren Diensten stehende Architekt Johann Heinrich Eckard tätig. Dieser erbaute aber auch die Kirchen in Ensheim 1754–1755, Bous 1756, Ensdorf 1764 und Düppenweiler 1765. Lohmeyer⁶⁾ nennt ferner einen in Saargemünd ansässigen Baumeister Bloucette, den der baufreudige Abt für den Kirchenbau von Großblittersdorf (1748–1750) heranzog⁷⁾ und der auch an der Kirche in Saargemünd (1764)⁸⁾ beteiligt gewesen sei. Kraus und Touba nennen lediglich den Ingenieur Charles Martin⁹⁾. Es liegt daher nahe, einem der drei Baumeister den Kirchenbau von Kleinblittersdorf zuzuschreiben.



Von der architekturgebundenen *Ausstattung* haben sich in der alten Kirche von Kleinblittersdorf die Stukkaturen der spiegelgewölbten Decke im Altarraum nahezu vollständig und diejenigen der Voutendecke im Schiff teilweise erhalten. Eben diese bestehen aus einer Leiste, die ursprünglich als Rahmen um die ganze Decke herum lief und an den Ecken eingebogen war. Die Deckenmitte schmückte eine Vierpaßrosette mit der fliegenden Taube des Heiligen Geistes, von Strahlen umgeben. Die Rosette mit diesem religiösen Symbol ist nicht mehr vorhanden. Vor und hinter der Rosette

saßen außerdem einfache — ebenfalls verschwundene — Kreismedaillons, wie sie sich noch heute im Chor finden. Bei der Profanierung hat man das ursprünglich einheitliche Deckenfeld in zwei unterteilt, indem man ein größeres über dem Schiff und ein kleineres über der Empore schuf, wobei man die neu benötigten Rahmenstrecken in den Formen der vorhandenen ergänzte. Ähnlich verfuhr man mit den Rahmenfeldern der Wände zwischen den Fenstern, die ursprünglich bis hinunter in Sohlbankhöhe reichten, heute aber durch das Einziehen des großen Zwischenbodens für den Zuschauerraum des Lichtspieltheaters notwendigerweise unten abgeschnitten und waagrecht abgeschlossen werden mußten.

Am besten erhalten sind die Stuckpartien im Chorraum. Auch hier rahmende Leisten an der Decke und in den Ecken stilisierte Blatteller mit je zwei Blattwedeln, alles etwas derb und auf Fernwirkung berechnet. Dicht hinter dem Chorbogen sitzt an der Decke ein Medaillon aus Stuck. Aus der Öffnung in seiner Mitte hing die Kette mit der ewigen Lampe herab. Zwei weitere Medaillons schmückten die Chorlängswände. In die stumpfwinkligen Chorecken sind flache, geknickte kannelierte Pilaster eingestellt, ebenfalls aus Stuck. Die Piscinennische an der rechten Chorwand ist — jetzt in einem Zimmer — noch sichtbar. Nicht so sehr wegen der merkwürdigen Schicksale, auch nicht wegen einer besonderen architektonischen Bedeutung verdient dieses „überlebende“ Bauwerk betrachtet zu werden als um seiner mobilen Ausstattung willen.

2. Die vorhandenen Reste der mobilen Ausstattung

Der Hauptaltar stand im Chorraum und zwei Nebentaltäre waren schräg in den Ecken des Saales aufgestellt. Diese Barockaltäre und die übrige mobiliare und figürliche Ausstattung blieben nach der Profanierung zunächst in der alten Kirche, wanderten dann auf den Speicher, wo sie bis in den Anfang der zwanziger Jahre lagen und wurden schließlich verbrannt oder zerstreut. Einiges scheint in den Kunsthandel gelangt zu sein, anderes kam wieder in kirchlichen Besitz. Was ist von dieser gesamten beweglichen Innenausstattung der alten Kirche noch heute vorhanden?

Den ehemaligen *Hochaltar* übernahm man 1925 in die katholische Kirche St. Katharina des Nachbarortes Bübingen, die damals erbaut wurde. Bei dieser Gelegenheit wurde der Altar allerdings bis in den Aufbau hinein erheblich verändert¹⁰⁾. Außer originalen *architektonischen Teilen* sind jetzt in Bübingen wiederverwendet zwei *Putten* von der Altarbekrönung. Die Mittelfigur des Hochaltars, eine *hl. Agatha*, die Namenspatronin der alten Kirche, bewahrte der Kleinblittersdorfer Schreinermeister Michel Niederländer vor dem Untergang. Sie befindet sich im Pfarrhaus von Kleinblittersdorf¹¹⁾. Von der Bekrönung des Altartabernakels hat sich die Figur des *Lamm Gottes* auf dem Buch in Kleinblittersdorfer Privatbesitz noch auffinden lassen. Zur figürlichen Ausstattung der Alten Kirche gehören ferner eine barocke *Immakulata* sowie ein bis zwei *Kruzifixe*, die sich gegenwärtig in der Sakristei der neuen Kirche befinden.

An *Chorbänken* stehen noch heute drei in der neuen Kirche in Kleinblittersdorf, und zwar eine größere und eine kleinere Bank für die Ministranten und eine für den Priester. Die *Kommunionbank*, die in der Kuchlinger Kapelle eingefügt ist¹²⁾, oder die heute in Bübingen stehende, gehört möglicherweise auch zum mobilen Inventar der alten Kirche. Der große *Sakri-*

steischrank, heute in der neuen Kirche, wurde aus der alten Kirche übernommen. Schließlich wurde in der neuen Kirche auch die *Kanzel* der alten Kirche aufgestellt und blieb es auch trotz gegenteiliger Bestrebungen¹³⁾. Diese Stücke insgesamt — insbesondere die Plastik und Ornamentik —, so lückenhaft, verdorben und verstreut sie erhalten sind, rechtfertigen es, den Hauptaltar zu rekonstruieren und wenigstens eine Vorstellung von der übrigen Ausstattung des Kircheninnern zu geben¹⁴⁾.

3. Die Rekonstruktion des Altaraufbaues.

Abb. 2 Der jetzt in Bübingen aufgestellte Hochaltar von Kleinblittersdorf macht es auf den ersten Blick nicht ganz leicht zu scheiden, was an seinem heutigen Bestand alte Substanz und was Zutat der Restaurierung unseres Jahrhunderts ist. Barock sind im wesentlichen an architektonischen, d. h. geschreinerten Stücken: die unterste Sockelzone des mittleren Hauptteiles, die vorschwingende, jetzt untere Nische mit der seitlich ansitzenden kleinen Säulenarchitektur und den dazwischenliegenden gekrümmten Wandfeldern, die vier je paarweise gekoppelten kolossalen korinthischen Säulen mit dem verkröpften Gebälk und Teile der Hauptnische des Altares. Barock sind ferner an ornamentalem Schmuck: die Ornamentik der untersten Sockelzone sowie die der Felderfüllungen zwischen den Säulen neben der unteren Nische. Barock sind endlich an figürlicher Plastik: die beiden Putten oben auf der jetzigen Altarbekrönung. Alles übrige ist neu, d. h. bei der Wiederaufstellung des Altares in Bübingen hinzugefügt: nämlich das Tabernakel unmittelbar über der Mensa mit seinen Türen und der geschuppten Leistenrahmung, die Sockel der Cherubine und die Verbindungsstücke zur Altarmitte hin, das innere tragende Holzskelett des Altares einschließlich der Bretterrückwand¹⁵⁾.

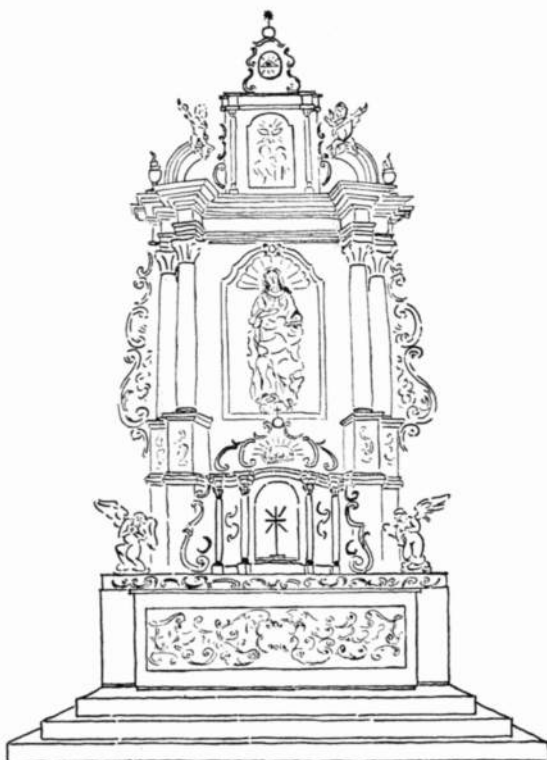
Neu sind auch die Volutenbekrönung und der Knauf. Ein Teil der Ornamentik ist nach altem Vorbild nachgeschnitzt worden, vor allem die beiden großen Ornamentwangen¹⁶⁾. Im letzten Kriege beschädigte Stellen wurden inzwischen ausgebessert. Schließlich ist die Figur der hl. Katharina eine barockisierende Neuschöpfung der zwanziger Jahre¹⁷⁾. Die beiden Adorationsengel sind modern; die barocken hatten goldene Flügel und waren zurückhaltend bemalt. Die Halbfigur Christi im Giebel ist ebenfalls neu. Insgesamt ergibt sich also: wesentliche architektonische Teile, genügend viel von der Ornamentik und Hauptstücke der Plastik des Kleinblittersdorfer Hochaltars sind noch im Verband des Bübinger Altares vorhanden, so daß man von einem fragmentarischen, stark ergänzten *barocken* Altar sprechen kann¹⁸⁾.

Weit schwieriger ist die Frage zu lösen, wie der Altar ursprünglich ausgesehen hat, als er noch in der alten Kirche in Kleinblittersdorf stand, und welche Teile im Hinblick darauf anders zu ergänzen sind, als es die neuschöpferischen Restauratoren in Bübingen taten? Selbst ohne Kenntnis der Tatsache, daß der jetzige Altar in Bübingen in zweiter Verwendung steht, fällt am gegenwärtigen architektonischen Aufbau folgendes als ungewöhnlich auf: das neue Tabernakel verdeckt teilweise die benachbarte kleine Säulenordnung, zerschneidet die ursprünglich durchlaufende Sockelbank und verkürzt die Nische darüber. Diese ihrerseits samt dem flankierenden Säulenaufbau sitzt recht unbefriedigend eingeklemmt inmitten der großen Säulenordnung. Die Sockelhöhe der großen Säulen und die

Gesimshöhe des mittleren Einbaues sind nicht aufeinander abgestimmt. Kurzum, dieser Mittelteil — obwohl Original — kann nicht ursprünglich an den jetzigen Platz gehört haben. Die Hauptnische reichte weiter herab. Ihr Fußpunkt lag etwa in Basishöhe der großen Säulen. Die Figur der hl. Katharina — für die Höhe der Restnische angefertigt — füllt nur ungenügend deren Breite. Auch das beiderseits aufgelegte Schuppenornament täuscht nicht über dieses Mißverhältnis hinweg.

Damit taucht eine neue Frage auf. An welcher Stelle befand sich der Teil mit der unteren, kleineren Nische? Der ehemalige Hochaltar bestand, so ist es noch bekannt, aus *zwei* getrennten Hauptteilen, gar nicht aus *scheinbar einem* wie jetzt in Bübingen: erstens aus der Altarmensa mit dem daraufgestellten Tabernakel und zweitens dem Retabel. Dieses erhob sich im Abstand von etwa $1\frac{1}{2}$ m *hinter* der Mensa als ein gesonderter architektonischer Aufbau in Gestalt eines repräsentativen „Nischenretabels“¹⁹⁾. Die westliche Chormauer der alten Kirche, an die sich das Retabel innen anlehnte, und das Retabel waren zweifellos aufeinander bezogen: die Chorwand ist fensterlos. Das aus Holz gezimmerte Retabel saß auf vier sandsteinernen, profilierten, heute allerdings abgehauenen Sockeln auf, die im Bauverband mit der Kirchenwand standen. Hätte das Retabel abgerückt von der Chorwand, mehr im Innern des Chorraumes unmittelbar hinter der Mensa gestanden, so wäre ein Chorfenster möglich und immerhin sinnvoll gewesen. Weil aber das Retabel als geschlossener Wandaufbau unmittelbar an der Chormauer aufgestellt war, so war ein Chorfenster im Rücken des Retabels sinnwidrig: das Retabel hätte es völlig verstellt. Gewiß gibt es barocke Lösungen, wo ein oder mehrere Fenster der Chorrückwand mit einem Retabel architektonisch und optisch so komponiert sind, daß das Fenster gar nicht mehr wie ein Bauteil der Kirche, sondern wie eine imaginäres Altarblatt aus farbigem Licht erscheint²⁰⁾. Aber dies war in Kleinblittersdorf nicht der Fall.

Aus all dem erhellt, daß im Hochaltar, wie er heute in Bübingen steht, tatsächlich zwei ursprünglich räumlich voneinander getrennte Teile *eines* Altares zusammengebaut sind, indem man das Tabernakel einfach in das Retabel einsetzte. Dieser Befund erleichtert es, den Altar in seiner ursprünglichen Komposition und Form einem der vier Haupttypen des christlichen Altares zuzuordnen, wie Braun sie unterscheidet, und zwar dem vierten. Braun schreibt von diesem, daß bei ihm sich das Altartabernakel „vor dem hinter der Mensa sich aufbauenden Retabel“ befindet „ . . . indem man das Tabernakel vor dem Sockel des Retabels als selbst-



Rekonstruktion des ehemaligen Hochaltars

ständigen, aber mit letzterem harmonisch zu einer Einheit verbundenen Bau“ – gemeint ist für das Auge des Betrachters – „aufstellte“²¹⁾). Diese Anordnung trifft für Kleinblittersdorf zu.

Ein Blick auf den Grundriß und die Rekonstruktionszeichnung macht das klar: zunächst drei Altarstufen mit einem oberen breiten Absatz, darauf die Mensa mit Rücktisch. Die Mensa maß etwa 2 m in der Breite und 80 cm nach der Tiefe und war mit einem geschnitzten Altarvorsatz (Antependium) geschmückt, das leider in Verlust geraten ist. Dieses Antependium hatte Rocailleornamentik mit Rosengehänge, Gold auf rosa Grund sowie eine Kartusche in blauer Farbe; der Rahmengrund war grau gehalten²²⁾). Hinter der Mensa, jedoch fest mit ihr verbunden, befand sich der sogenannte „Rücktisch“, ein sockelartiges Mauerstück, etwas breiter als die Mensa. Mensa und Rücktisch trugen gemeinsam den Tabernakelaufbau. Dieser ist – wir sahen es – in dem jetzigen Retabel von Bübingen erhalten, wenn auch seines ursprünglichen Zweckes verlustig gegangen. Man braucht ihn aber bloß für sich zu betrachten, um damit im wesentlichen den Eindruck wiederzugewinnen, den er auf der Mensa in Kleinblittersdorf ehemals gemacht hat. Das Kernstück war ein Drehtabernakel, eine Form des Tabernakels, die das 17. und 18. Jahrhundert besonders liebte, die man aber im Laufe des 19. Jahrhunderts wieder abschaffte, weil man Anstoß nahm an dem Mechanismus, dessen Bewegung der Würde des Meßopfers abträglich wäre. Aus der Zeit des Barock, der die Verwandlungskünste liebte und für den Theater und Kirche keineswegs solche Gegensätze darstellten wie für das 19. Jahrhundert, war das Drehtabernakel eine durchaus entsprechende Aufbewahrung der hl. Eucharistie. In Kleinblittersdorf wurde das Drehtabernakel übrigens bis 1908 hinein benutzt, ohne daß man daran Anstoß nahm²³⁾). Es bestand aus einem Gehäuse, dessen Inneres sich um eine vertikale Achse wie eine Drehbühne aus drei flachen Nischen drehen ließ²⁴⁾). Die eine Nische des Kleinblittersdorfer Drehtabernakels diente als dessen Alltagsseite und hatte weißen Hintergrund. Darin stand ein silbernes Kreuz. Die zweite Nische hatte grünen Hintergrund mit goldener Ornamentik und beherbergte ein Ciborium für die Hostien. Die dritte Nische endlich hatte leuchtend roten Hintergrund, ebenfalls mit goldener Ornamentik und enthielt die Monstranz.

Das Altartabernakel stellte selbst insofern einen kleinen, wenn auch nicht allzu hohen Altaraufbau dar, als es mit seinen Säulchen und den ornamentierten Zwischenfeldern sowie einer geschwungenen, durchbrochenen Volutenbekrönung, auf der das Lamm Gottes angebracht war, und seitlich zur Mensa vermittelnden Ornamentwangen ausgestattet war. Hinzu kamen noch der hl. Eucharistie huldigende – heute leider verlorene – kniende Engel, die auf den beiden Seiten des Rücktisches symmetrisch aufgestellt waren und die Tabernakelkomposition seitlich abschlossen.

Das „Wandretabel“ war durch den Gang hinter der Mensa von dieser getrennt und besaß den genannten steinernen Sockelbau. Dieser enthielt eine flache Nische, welche mit Türen versehen als Wandschrank für Kirchengerät diente. Erst auf diesem tragfesten Untersatz erhob sich das eigentliche Retabel, wobei jedes Kolossalsäulenpaar auf einem der Sockel stand, die Statue der hl. Agatha in der Mittelnische flankierend. Diese „große Ordnung“ ist auch heute noch so in Bübingen erhalten.

Anstelle der jetzigen, allzu gewaltsam gebogenen Volutenbekrönung — Zutat des 20. Jahrhunderts — war ein zweites Retabelgeschoß aufgesetzt, das in kleineren Maßen den Aufbau des großen Hauptgeschosses wiederholte und ein Bild der Hl. Dreifaltigkeit enthielt. Erst auf dem gesprengten Giebel des Retabels tummelten sich die kleinen Putten, die heute etwas unglücklich auf den Bübinger Voluten balancieren. Auf den großen Außensäulen standen dekorative Vasen von gefälliger Form. Sie hatten Deckel mit züngelnden Flammen darauf. Die Vasen waren in Weiß und Gold gehalten.

Insgesamt ergibt sich ein für eine Dorfkirche sehr aufwendiger, mehrgliedriger Hochaltar aus architektonischen, geschreinerten, geschnitzten, ornament- und figuralplastischen und gemalten Teilen, als Ganzes in hellen, freudigen Farben gehalten. Den düsteren braunen Anstrich mit Bronzevergoldung erhielt der Altar erst bei seiner Neuaufrichtung in Bübingen. Dazu kommen nun noch in den beiden Ecken des Kirchenschiffes seitlich des Chorbogens die etwas übereck stehenden Nebenaltdäre. Auch sie waren mit Plastik geschmückt. Der linke zeigte die Muttergottes und der rechte den hl. Sebastian. Beide Nebenaltdäre hatten ebenfalls eine Bekrönung, auf der Putten ihr Wesen trieben.

Den künstlerischen Auftakt zu den Altären als Hauptstücken bildete neben den drei noch vorhandenen Bänken in der jetzigen neuen Kirche und der Kommunionbank in der Kuchlinger Kapelle das Kirchengestühl, das allerdings einfacher war, und die Kanzel. Wenn man sich diese Ausstattung in der Kleinblittersdorfer alten Kirche vorstellt, für die sie geschaffen wurde, so ergibt sich zusammen mit den Stukkaturen der Wände und der Decke das schöne, einheitliche und festliche Innere einer barocken Dorfkirche.

Vom Eingang und auch vom Kirchenschiff aus muß insbesondere der Hochaltar einen stattlichen Eindruck gemacht haben. Seine in zwei Raumschichten hintereinander angeordneten Teile — Tabernakel und Retabel — schlossen sich zu einer optischen und damit in der Wirkung auch kulturellen Einheit zusammen, als welche der Altar von vornherein erdacht und erbaut war. Auf Fernwirkung berechnet, gewährte man kaum den räumlich meßbaren Abstand von Tabernakel und Retabel. Das Retabel war so hoch angebracht, daß es — abgesehen vom steinernen Sockel — in voller Größe über dem Tabernakel sichtbar war. Auf diese Weise erschien der Altar als ein bildhaftes Ganzes.

4. Die Figurenplastik des Altares

Von derselben, noch durchaus barocken Kraft wie sie in dem Altaraufbau spürbar ist, zeugen auch die Altarfiguren, vor allem die *hl. Agatha*. Die Statue ist in Eichenholz gearbeitet. Sie mißt 128 cm in der Höhe, 34 cm in der Tiefe und 50 cm an der breitesten Stelle. Ohne den Sockel, mit dem zusammen sie aus einem Stück herausgeholt ist, beträgt ihre Größe 120 cm. Der Kern ist von hinten ausgehöhlt. Leider wurde die einstige Fassung vollständig abgelaut, Risse im Holz waren die Folge. Beschädigungen sind kaum vorhanden: etwa ein Stückchen Mantel an der rechten Schulter fehlt. Die hl. Agatha trägt ein Unterkleid, darüber eine gefranste Tunika und einen Mantel, dazu ein Kopftuch. Auf der linken, flach ausgestreckten Hand hält sie ein Buch, auf dessen oberem Deckel ehemals die abgeschnitt-

Abb. 5 u. 6

tenen Brüste als Zeichen ihrer Märtyrerschaft lagen. Erst beim Ablaugen hat man das Attribut als anstößig empfunden und beseitigt.

Die Heilige steht – von vorn gesehen – in einer leichten Schwingung des Körpers auf einem Wolkenkissen. Die Art des Stehens, die Haltung, das Bauschen der Gewänder vermittelt aber zugleich auch den Eindruck des Schwebens. Die beschuhten Füße schauen unter dem Saum des Kleides hervor und verdeutlichen das kontrapostisch durchgeführte Standmotiv des rechten belasteten und des linken, etwas zur Seite gesetzten Beines, dessen Knie und Oberschenkel sich kräftig durch die Gewandung durchdrücken. Die Partie um Leib und Hüften ist im Sinne der barocken Gewandfigur verunklart. Den rechten Arm hält die hl. Agatha im „Gestus der Beteuerung“²⁵⁾ vor die Brust, wobei sich die rechte Schulter – auch durch das Stehmotiv bedingt – ein wenig hochschiebt. Die Finger, mit kleinen Grübchen versehen, sind ein wenig gespreizt, um anzudeuten, daß sich die Heilige mit ihrem ganzen Selbst meint. Beim linken, mehr angewinkelten Arm, der das Buch hält, senkt sich die Schulter etwas, indem sie der Belastung der Hand nachgibt. Als Ausgleich neigt sich der Kopf der Heiligen, auf einem hohen Hals sitzend, leicht nach rechts. Kopf und Hals sind nicht energisch voneinander abgesetzt, sondern der Kopf ist in zügigem Übergang aus dem Hals herausmodelliert. Den Ausdruck des Antlitzes bestimmen die großen geöffneten Augen, die ein wenig spitze Nase, der leicht geöffnete Mund und das kleine Doppelkinn. Die Augen hat der Künstler insofern markiert, als er die Oberlider weit vorspringen ließ, so daß sie einerseits helles Oberlicht empfangen und andererseits aber die Augäpfel in eine Schattenzone tauchen. Das alles wird im Hinblick auf den erhöhten Standort der Figur in der Altarnische an der Rückwand der Kirche künstlerisch beabsichtigt sein. Leider ist die Fassung der Figur verlorengegangen, was besonders für das Gesicht zu bedauern ist. Eine uns von guterhaltenen Barockfiguren her vorstellbare emailartige und doch lebendig-zarte Farbe des Inkarnats muß dem Antlitz einst die vollkommene, ganze Lieblichkeit der Züge verliehen haben.

Der Kopf wird von gescheiteltem Haar unter einem Kopftuch eingerahmt. Die Haarsträhnen setzen sich von der Stirn ab. Sie sind pastos modelliert, indem der Künstler zwischen kurz absetzend eingehauenen und lang hin-fahrenden, kerbenartigen Schnitten abwechselt und so der Haarmasse ein sehr kräftiges Eigenleben gibt. Besonders reizvoll ist, wie etwa das Haar, das beiderseits die Ohren verdeckt, rechts schon fast unter dem Kopftuch verschwindet, dann aber doch noch in ein paar langen schönen Strähnen wieder zum Vorschein kommt und in einem feinen Wellenspiel bis weit auf die linke Schulter hinabrollt. Das Kinn ist klein und rund gebildet, hat ein Grübchen und ist unten durch eine Hautfalte abgesetzt.

Zusammenfassender Ausdrucksträger für die gesamte Figur ist außer Mimik und Gestik die Gewandung, die großzügig und dekorativ genannt werden kann. Nicht die Körperform, sondern die Bekleidung bestimmen die bewegte Silhouette der Figur. Das Unterkleid scheint aus weichem, leicht knitterndem Stoff zu sein, die Tunika, die an der rechten Seite zum Vorschein kommt, besteht aus glatterem, vielleicht seidigem Stoff, der Mantel hingegen dürfte in schwerem Brokat oder Tuch vorzustellen sein. Während das Unterkleid einzelne große, stegartige Längsfalten bildet, denen sich die zurücktretenden Stoffflächen mit ihren Querfältchen unterordnen, jenen großen die Aufgabe des gerüsthaften Tragens der Figur

überlassend, entwickeln sich im Mantel große Faltenakkorde, die den Umriss der Figur und ihrer Binnenkomposition bestimmen. Der Mantel ist um die Schulter gelegt, bildet unter der Brust einen kleineren Bausch, schwingt weit um den linken Arm aus und legt sich mit dem Leitmotiv einer Mäanderfalte vor den Leib. Weiter nach unten beruhigt sich diese bewegte Stoffmasse zu einer glatten Fläche um das linke Knie, während links und rechts zwei in sich gebauschte Mantelteile, in einer rückwärtigen Schicht angeordnet, gleichsam eine flügelartige Folie für die Figur abgeben. Insgesamt beachte man die Kraft und Großzügigkeit der Schnitztechnik, die in tiefen Höhlungen und flachen Mulden arbeitet. Frontal und von unten nach oben betrachtet, baut sich die Gestalt in mehreren Zonen auf: die Unterpartie mit Kleid, das Mittelstück mit dem schon beschriebenen glatteren Mantelteil und der oberen Hauptzone mit dem Hauptteil des Mantels. Jede dieser Zonen wird aus lauter nach der Trapezform hinneigenden, sich jedesmal vergrößernden Dreieckflächen gebildet, welche in echt barocker Weise organisch verschränkt sind. Bezeichnend, daß diese durch eigenwillig verlaufende Falten oder schräggezogene Säume begrenzten Stoffteile — nicht so sehr die Gestalt selbst — das Charakteristikum des Figurenaufbaues ausmachen.

Im Anlitz vereinigt sich der Zug des Erleidens des Martyriums mit dem ahnungsvollen Ausdruck einer schon himmlischen Entrücktheit. Das Wirkliche eines lebendigen Modells verbindet sich im Kunstwerk aufs schönste mit der religiösen Aufgabe, welche die Heilige erfüllt.

Die Engelchen der Bekrönung haben sich erhalten. Es sind zwei muntere kleine Gesellen, strahlend, voller Lebensübermut in kindlich leichten und zugleich ein wenig täppischen Bewegungen. Kein Glied halten sie ruhig. Die Hände, Füße und Flügel gehen sternförmig nach allen Seiten auseinander. Der Künstler verzichtet auch nicht auf das beliebte Motiv, einen Arm erhoben, den anderen kontrapostisch gesenkt und den Körper übergreifend zu modellieren. Possierlich ist, wie die Fingerchen sich spreizen und die Füße kokett nach unten hängen. Kräftig und rundlich sind die Kinderkörper, voller Pölsterchen und Grübchen die Gliedmaßen, pausbäckig die runden Gesichter mit den Stupsnasen, den weitgeöffneten Augen und den lustig zu Berge stehenden Lockenschöpfen. Um die Beine wirbeln kleine vergoldete Lendentücher. Während die anbetenden Engel neben dem Tabernakel verloren sind, hat sich das Lamm Gottes von dessen Volutenkrone erhalten. Der Bildschnitzer zeigt das Lamm auf einem perspektivisch verkürzt gesehenen und in der Plastik entsprechend wiedergegebenen Buche in jener Anmut, die das Rokoko gerade den Herdentieren so gern abgewann.

Abb. 3 u. 4

Die beiden Seitenaltäre der alten Kirche hatten eine Stufe und besaßen ebenfalls barocke Figuren: im linken Altar an der Frauenseite stand die Muttergottes, mit blauem Mantel bekleidet und mit einer Krone, im rechten Altar an der Männerseite der hl. Sebastian, den einen Arm an einen Baum gebunden, den anderen hoherhoben, mit einem Lendenschurz bekleidet und von Pfeilen durchbohrt. Außerdem besaß jeder der beiden Altäre zwei Puttenfiguren gleich denen des Hochaltars.

An die Figur der hl. Agatha möchte man einen Kruzifixus in der Sakristei der neuen Kirche anschließen. Die Figur, ebenfalls aus Eichenholz, abgelaugt und dadurch gerissen, hat sich gut erhalten. Nur einige Fingerglieder und die rechte Fußzehe fehlen. Ein Stück im Lendentuch ist durch-

Abb. 1

gebrochen. Christus hängt mit gestreckten Armen und leicht gebeugten Knien am Kreuz. Dieses selbst ist neu. Der Künstler erfüllte den muskulösen, aber doch ebenmäßigen Körper mit überzeugendem Pathos, so daß Schönheit des Leibes und Grauen des Leids in eins verschmelzen. Die Modellierung des Thorax, der Sehnen und Muskeln der Arme hat der Bildschnitzer eindringlich herausgearbeitet. Das nach rechts geneigte Haupt vereinigt stark für sich ausgeprägte Gesichtspartien, wie einsinkende Wangenflächen, Augen in weiten Höhlungen und einen ausdrucksvollen Mund, über den sich Oberlippe und Schnurrbart ähnlich vorwölben wie die mächtigen Brauenbögen. Wirres Haar zieht bis auf die Schultern und gegen die Achselhöhlen. Nichts ist hier kleinlich oder sentimental. Als männlich und herb ergreift den Andächtigen der Ausdruck dieses Gekreuzigten. Selbstverständlich wüßte man gern, wer die Plastik, wer die Altäre geschaffen hat. Man wird an die Bildhauerfamilie der Guldner von Berus denken. Denn deren Mitglieder arbeiteten ebenfalls für die Abtei Wadgassen, möglicherweise also auch für das unterstehende Groß- und Kleinblittersdorf.

5. *Das Kirchenmobiliar*

Abb. 8, 9, 10 Gute Stücke der Barockausstattung der alten Kleinblittersdorfer Kirche sind die drei Bänke, die jetzt in der neuen Kirche stehen, dort freilich inmitten des plumpen modernen Kirchengestühls von einer sehr nüchternen Welt umgeben sind. In der alten Kirche stand die größere Ministrantenbank an der rechten, die kleinere an der linken, die Priesterbank ebenfalls an der linken Chorwand, jedoch weiter hinten. Die zwei Wangen der größeren sind reich geschmückt und als abgewandelte Gegenstücke gearbeitet. Die rechte zeigt eine Rose, die linke einen Schnörkel, dazu prächtige C- und D-Rocailles. Jede Form ist in sich durchgefeilt und fügt sich doch der Gesamtkonzeption ein. Als Folie dient ein eingeschnittenes Rhombengitternetz mit Punkten. Man beachte, wie der obere Teil der Bankwange aus dem unteren Teil heraus-, aber auch in ihn hineinwächst. Während unten die Wange vor allem als Brett, als Nutzform wirkt, wird dasselbe Brett oben zu einer reinen Kunstform, zum Ornament schlechthin. Die kleinere Bank besitzt eine profilierte und ornamentierte Vorderwand. Die Rahmen beider Felder sind oben konkav und konvex geschweift und dabei in sich gebrochen. Eine sich eben öffnende Rosenblüte – ähnlich der auf der rechten Wange der anderen Bank – verbindet als zentrales Schmuckmotiv beide Felder miteinander. Die Kanten nach den Wangen zu sind abgerundet. Der Dekor der Wangen setzt unten mit einer kleinen Rocaille an und endet oben mit einer großen.

Abb. 10 Die Priesterbank ist zum Teil alt. Neu sind die drei Sitze. Dagegen das Abb. 9 geschweifte Betpult auf dem geschweiften Podest ist barock. Eine feine Dekoration ähnlich derjenigen der anderen Bänke schmückt die rechte, dem Kirchenschiff zugekehrte Pultwange: leicht hingestreutes zierliches Rocaillewerk untermischt mit kleinen offenen Blüten. Die linke Wange ist schmucklos.

Man bemerkt bei einem Besuch der „Kuchlinger Kapelle“, daß die jetzt noch 6 m lange und 75 cm hohe Kommunionbank nicht für diesen Ort bestimmt war. Es handelt sich bei ihr um nachträglich für diesen Platz zugeschnittene Bruchstücke aus geschweiften und geraden Teilen. Das Geländer ist profiliert. Die Balustrade war braun, gold und weiß gestrichen, gerät jetzt aus den Fugen und sieht sehr unansehnlich aus.

Auch die Kommunionbank, die jetzt in Bübingen steht, ebenfalls ein Balustergeländer, ist alt und ist aus einzelnen Stücken zusammengesetzt, verläuft gerade bei einer Länge von 6,50 m und einer Höhe von 77 cm. Sie ist weiß und gold angestrichen. Auch sie könnte in der alten Kirche von Kleinblittersdorf gestanden haben. Denn schon 1880 war dort bereits ein neugotisches gußeisernes Maßwerkgitter vorhanden.

Zu dieser Gruppe von Möbeln, die gleichzeitig mit den Altären entstanden sind und dieselbe Ornamentik und Profilierung aufweisen, gehört noch der große Sakristeischrank in der neuen Kirche.

Alle Möbel, außer der Kommunionbank in Bübingen, sind in beklagenswert schlechtem Zustand und mit dicker, soßig-brauner Farbe angestrichen, welche die plastische Feinheit der Ornamentik verklebt.

Später, um 1800, wird die Kanzel entstanden sein. Sie war in der alten Kirche an der Längswand des Schiffes aufgehängt und über eine geradläufige Treppe zugänglich. Jetzt steht sie an einem Pfeiler der neuen Kirche unmittelbar auf dem Boden. Man hat den traubenförmigen Knauf des Kanzelkorbes mit einer geschweiften Bretterschalung verkleidet. Der polygonale Kanzelkorb selbst besitzt schlicht gerahmte Füllungen. Eine zierliche Volutenkrone mit aufgesteckten Zapfen und Tropfen schmückt den Schalldeckel. Die Rückwand besteht aus einer Vertäfelung mit einem Blendlbogen über korinthischen Pilastern. Abb. 7

Es war das Anliegen dieser Studie, ein als Kirche unbeachtetes Bauwerk und seine Ausstattung vorzuführen. Auf den ersten Blick kaum ansprechend, ergibt die eingehendere Untersuchung aber doch eine ganze Menge geschichtlich Interessantes und kunstgeschichtlich Erfreuliches, das sich lohnt, demjenigen mitzuteilen, der Verständnis für Vergangenheit und Gegenwart des überkommenen Kunstgutes der Heimat hat.

Anmerkungen:

- 1) Zimmermann, Walther: Die Kunstdenkmäler der Stadt und des Landkreises Saarbrücken, Düsseldorf 1932, S. 253.
- 2) Pöhlmann, Carl: Die älteste Geschichte des Bliesgaues. II. Teil. Die christliche Kirche im Bliesgau. Speier 1953, S. 25.
- 3) Im einzelnen vgl. darüber: De Lorenzi, Philipp: Beiträge zur Geschichte sämtlicher Pfarreien der Diözese Trier. I. Regierungsbezirk Trier, Trier 1887.
Dorvaux, N.: Les anciens pouillés du diocèse de Metz. Nancy 1902, p. 638.
Tritz, Michael: Geschichte der Abtei Wadgassen... Wadgassen 1901. S. 408, 423, 434.
Zimmermann a. a. O. S. 254. Dagegen Handbuch des Bistums Trier. 20. Ausgabe, hg. v. Bischöflichen Generalvikariat Trier 1952, S. 722 f.
- 4) Zimmermann a. a. O. S. 211.
- 5) Einen ungefähren Eindruck vom alten Zustand vermitteln noch zwei Wandbilder in Ölmalerei, deren eines sich in der Wirtsstube, deren anderes sich als zweite Fassung davon im Eingangsflur des Rathauses von Kleinblittersdorf befindet. Sie stammen von Malermeister Quack und sind nach einer Fotografie des Lehrers Pitz (†), Kleinblittersdorf, angefertigt, ohne in Einzelheiten Anspruch auf vedutenhafte Treue erheben zu können.
- 6) Lohmeyer, Karl: Die Meister barocker Kunst an der Saar und ihre Auftraggeber. In: Zs. des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz 1929, Heft 1, 2, Saarland, S. 142.
- 7) Die katholische Pfarrkirche St. Innocentius von Großblittersdorf ist verglichen mit derjenigen von Kleinblittersdorf ein weit repräsentativerer, für eine Dorfkirche erstaunlich großer und reich ausgestatteter Bau. Doch in der Disposition ähnelt sie: Saalbau mit eingezogenem Chor und durchlaufendem Dach. Statt des Dachreiters über der Frontseite an dieser ein vorgesetzter massiver Turm (nach dem letzten Weltkrieg leider abgerissen), rundbogige Fenster, ein Fenster im Chorjoch und östliche fensterlose Chorschlußwand. Lediglich die gebrochenen Chorecken haben ein zusätzliches Fenster. Der Chorbogen im Innern, der zum Vergleich verleiten könnte, ist allerdings eine Zutat einer Restaurierung Ende des 19. Jahrhunderts. Die Kirche wurde leider weder von Kraus (a. a. O.) noch von Dehio (a. a. O.) erwähnt.

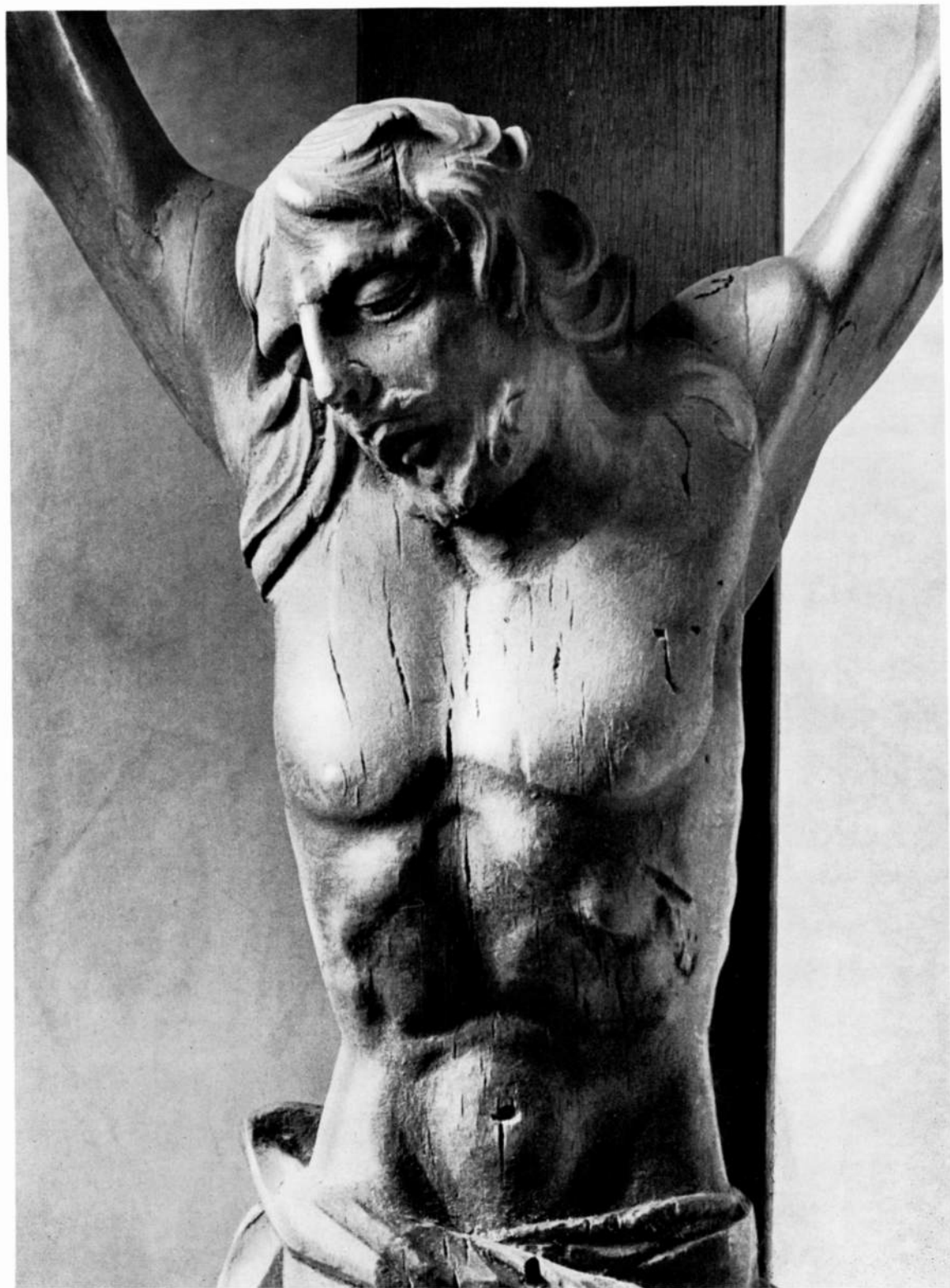


Abb. 1 Kruzifix aus der alten Kirche in Kleinblittersdorf

Abb. 2 Hochaltar



Abb. 3 und 4
Putten vom ehemaligen
Hochaltar



Abb. 5 und 6
Hl. Agatha vom ehemaligen Hochaltar
Vorderansicht



Seitenansicht



Abb. 7

Kanzel in der neuen Kirche
in Kleinblittersdorf



Abb. 8 Ministrantenbank

Abb. 9 Betbank



Abb. 10 Priesterbank



Abb. 11
Hornbach, Stadtplan. Das vor 737 durch den
hl. Pirmin gegründete Benediktinerkloster
links im Plan.

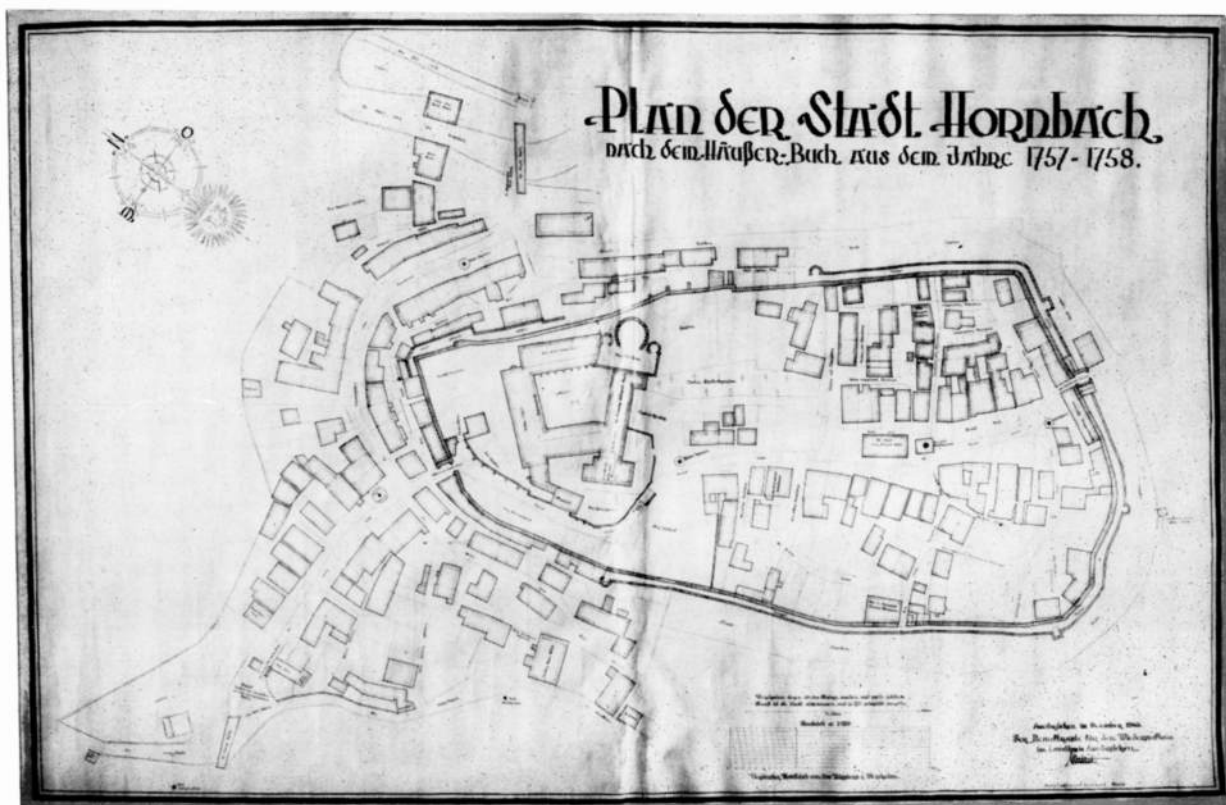




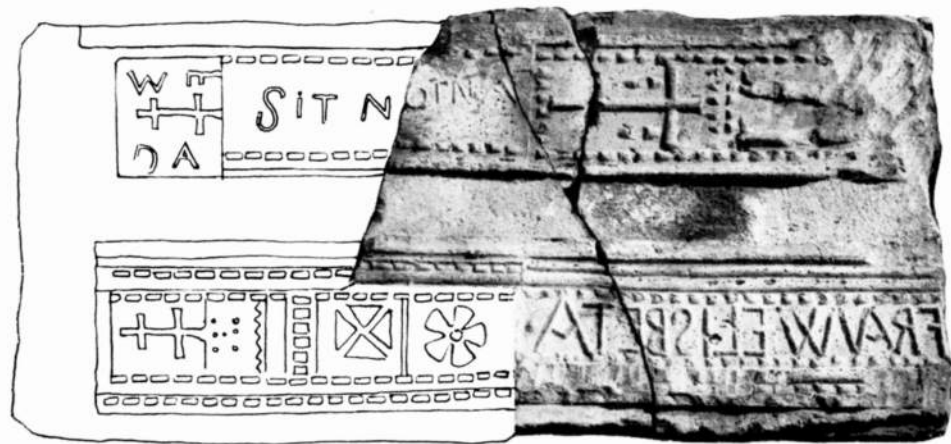
Abb. 12 Mettlach. „Der alte Turm“. Erbaut um 1000 als Grabkapelle des hl. Luitwinus nach dem Vorbild der Palastkapelle Karls des Großen in Aachen.



Abb. 13 Altes Bauernhaus in Lautenbach, Kreis Ottweiler.



Abb. 14 Deckenmotiv aus Eimersweiler



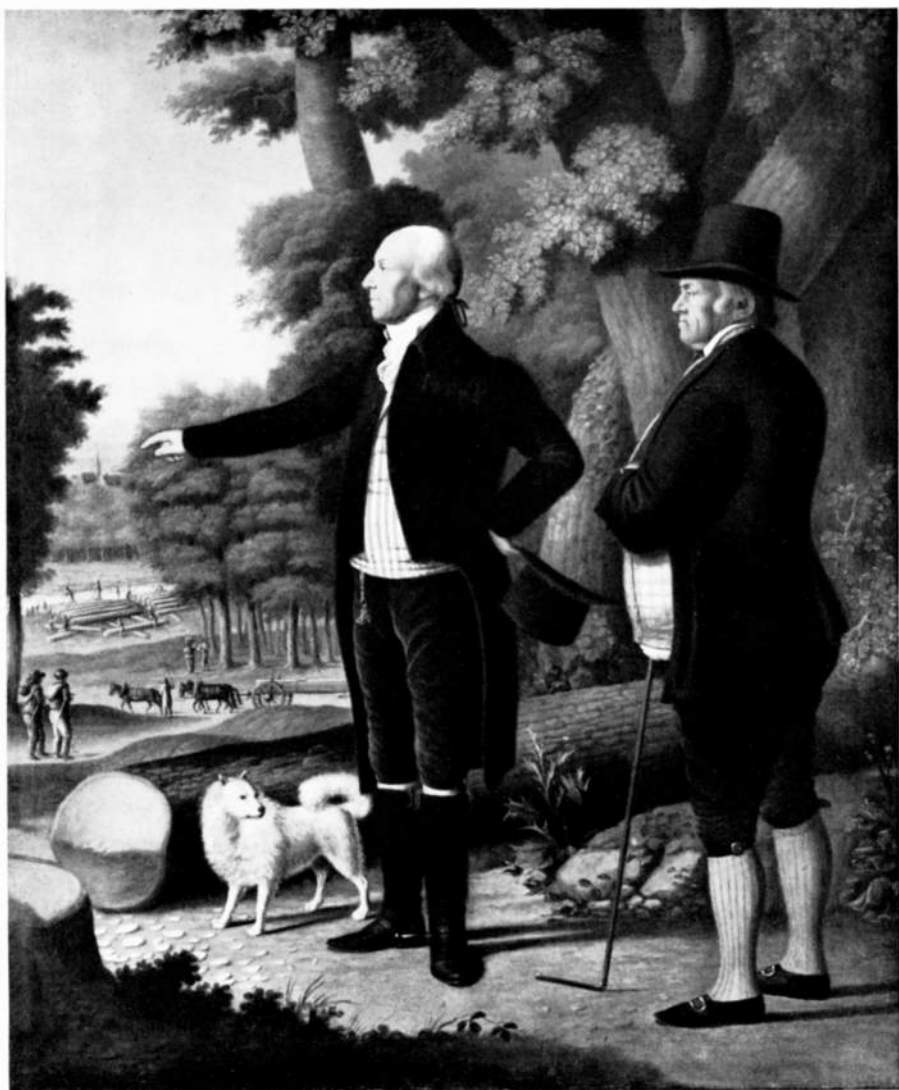


Abb. 15 Johann Friedrich Dryander
Der Holzhändler Thomas Koehl und sein Meisterknecht Servaes. 1810.
Ölgemälde. Inv. Nr.: Ni 1515

- 8) Dehio, Georg: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Band IVb, Elsaß und Lothringen. 4. Aufl. Berlin 1942, S. 67. — Möglicherweise war die Kirche 1764–68 im Bau?
- 9) Kraus, Franz Xaver: Kunst und Altertum in Elsaß und Lothringen. Bd. III, S. 904. Toubas, J.: Sarreguemines, Beiträge zur Kirchengeschichte = Ortsgeschichte Lothringens XV. Bd. Metz 1931, S. 16 f.
- 10) Zimmermann a. a. O. S. 225.
- 11) Zimmermann a. a. O. S. 254.
- 12) Die Kapelle wurde 1797 neu erbaut. Vgl. Zimmermann a. a. O. S. 211.
- 13) Zimmermann a. a. O. S. 254 erwähnt diese beiden, nicht aber die Chorbänke. Der Vollständigkeit halber seien an alten erhaltenen Ausstattungsstücken noch einige Kelche und vor allen Dingen etliche ganz herrliche Meßgewänder des 18. Jahrhunderts wenigstens genannt.
- 14) An dieser Stelle sei Herrn Reichsbahnoberinspektor i. R. Johann Grün in Kleinblittersdorf vom Vf. ganz besonders für seine Mitteilungen und Skizzen über die alte Kirche und ihre Einrichtung gedankt, die als Grundlage für eine Rekonstruktion maßgebend waren.
- 15) Im wesentlichen kann man diese neueren Teile an der modernen Fugung erkennen. Freilich muß man sehr achtgeben, denn die Restauratoren haben teilweise altes Holz wieder verwendet und dabei alte Bindungen übernommen.
- 16) Diese stammen von der Hand des Kunsttischlers Alexander Niederländer, der sie nach Angaben seines Vaters Michel Niederländer anfertigte, wobei sie etwas massiver ausfielen als es die originalen waren.
- 17) Ebenfalls von der Hand des Kunsttischlers Niederländer jun. Zimmermann a. a. O. führt auf S. 225 außer dem Hochaltar noch eine „Figur der Mutter Gottes um 1750 aus dem alten Hochaltar“ an. In diesem aber stand die hl. Agatha (s. o.), während ihren Platz jetzt eine neubarocke hl. Katharina einnimmt. Eine barocke Muttergottes stand auf einem Nebenalтарь in Kleinblittersdorf, nicht aber in der katholischen Kirche von Bübingen.
- 18) Vgl. ebenso Zimmermann a. a. O. S. 225.
- 19) Vgl. die Altaranordnung in Mäursmünster, um 1770, wo gleichfalls zwischen Mensa und Wandnischenretabel ein Gang frei bleibt, und viele andere.
- 20) Beispiele dafür sind Altäre Balthasar Neumanns, vgl.: Hegemann, Hans W.: Die Altarbaukunst Balthasar Neumanns, Marburg-Lahn 1937.
- 21) Braun, Joseph: Der christliche Altar. 2. Bd. München 1923. S. 640 und 643 f.
- 22) Eine Vorstellung dieses Antependiums vermitteln u. a. die ähnlichen Antependien der Altäre in Großblittersdorf und des Hochaltars in Reinheim-Blies.
- 23) Seitens der Kirche sind Drehtabernakel übrigens niemals ausdrücklich verboten worden.
- 24) Braun a. a. O. S. 644 f.
- 25) Weise, Georg und Gertrud Otto: Die religiösen Ausdrucksgebärden des Barock . . . in: Schriften und Vorträge der württembergischen Gesellschaft der Wissenschaften. Geisteswiss. Abt. Heft 5. Stuttgart 1938. S. 48 ff.

DIE WIDONEN

Der Wanderweg eines fränkischen Adelsgeschlechtes von Mosel und Saar nach dem Speyergau

VON HEINRICH BÜTTNER

Unter Chlodwigs Söhnen erfuhr das Frankenreich, das erst durch den hart zuffassenden Chlodwig aufgebaut war, eine weite Ausdehnung bis nach Thüringen, zum Donaauraum und in die Ostalpen. Das Schwergewicht des östlichen Teilreiches, das bald den Namen Austrasien erhielt, verlagerte sich am Ende des 6. Jahrh. und erst recht während der ersten Jahrzehnte des 7. Jahrh. von Reims, das noch unter Bischof Eligius eine führende Rolle beanspruchen konnte, nach dem auf einem Felsen über der Mosel sich erhebenden Metz. Durch diesen neuen Mittelpunkt der fränkisch=austrasischen Politik erhielt der Moselraum insgesamt seit dem 7. Jahrh. einen lebhaften Anstoß zu politischem Leben und zur Mitsprache in dem Geschehen Austrasiens. Auch Trier wurde mit seinen Randlandschaften, die auf die alte Römerstadt ausgerichtet waren, in die neuentstehenden politischen Kraft- und Spannungsfelder mit einbezogen.

Im Maas=Moselgebiet erlebte die karolingische Familie ihren Aufstieg; kurz nach der Mitte des 7. Jahrh. wurde er zwar vorübergehend aufge=

halten, als der Hausmeier Grimoald den vergeblichen Versuch unternahm, seinem Sohne die austrasische Königswürde zu verschaffen; aber dieser Rückschlag war bald von den Erfolgen Pippins überdeckt. Dieser war seit dem Jahre 687 zum wahren Herrn des Frankenreichs in Ost und West aufgestiegen.

Nach anfänglichen, nicht geringen Schwierigkeiten konnte auch Karl Martell schließlich die Nachfolge Pippins antreten. Wesentlich hatten zu dem Erfolg des tatkräftigen Karolingers jedoch jene Adelsgruppen beigetragen, die in den Ardennen, im Moselland und in der Eifel ihnen benachbart und verbunden waren. Dazu gehörte auch eine Familie, deren Angehörige seit dem Ausgang des 7. Jahrhunderts den Bischofsstuhl von Trier innehatten und so in das Licht der historischen Überlieferungen traten; nach einem Namen, den entsprechend der Sitte der Zeit viele aus dieser Sippe führten, pflegt man sie die Widonen zu benennen.

Als erster aus dem Kreise, der zur Verwandtschaft der Widonen zu rechnen ist, wird uns Basinus deutlich; er war zunächst Abt des Klosters St. Maximin, das moselabwärts vor den Mauern der Römerstadt in Trier lag. Am Ende des 7. Jahrhunderts begegnet er als Bischof von Trier. Bald findet sich dann, zuerst im Jahre 698 bezeugt, neben Basinus auch sein Neffe Liutwin an der Leitung des Bistums Trier beteiligt.

In Trier war eben damals unter Irmina, einer Verwandten des karolingischen Hauses, das Frauenkloster Ören entstanden. An der Sauer gründete der Angelsachse Willibrord, der Friesenmissionar, mit Hilfe Irminas und der Familie Pippins das Kloster Echternach. Zu diesem Kreis gehörten auch Basinus und Liutwin; letzterer hatte hohe Verwaltungsfunktionen unter den Hausmeiern innegehabt und war dann erst in den Klerikerstand getreten, wie es seit dem 5. Jahrhundert bereits in den gallischen und sodann in den fränkischen Adelskreisen öfter zu geschehen pflegte.

Ebenso wie aus dem karolingischen, um Trier lebenden Adel Klöster gegründet wurden, so stiftete auch Liutwin ein Hauskloster. Im Waldgebiet der Saar begann Liutwin das Kloster Mettlach. Dieses hatte zuvorderst seinen religiösen Auftrag; Liutwin selbst behielt die Leitung und fand in seiner Gründung auch die Grablege. Zur Sicherung des Bestandes der Stiftung, die still unweit der Saarschleife lag, übertrug Liutwin sie seinem Bistum Trier, zugleich aber blieb sie auch sein Eigenkloster und war schließlich auch den Hausmeiern verbunden, welche die Genehmigung zur Rodung des Waldlandes zu geben hatten. Mettlach besaß nämlich von Anfang an auch die Aufgabe, die weiten Waldlandschaften der Umgebung mit den ihm zur Verfügung stehenden Kräften zu erfassen und nutzbar zu machen. Vor allem war ihm der Weg nach der Gegend von Losheim und nach dem Hunsrück gewiesen. So wurde es in den gleichen Raum gelenkt, in dessen weiterem Umkreis bereits das Kloster Tholey entstanden war. Im äußersten Zipfel des Trierer Bistumssprengels hatte Adalgisel=Grimo, wie sein Testament vom Jahre 634 zeigt, eine kirchliche Niederlassung in Tholey begründet; durch ihre Lage allein waren ihr bereits ähnliche Aufgaben zugefallen, wie sie auch Mettlach am Ende des 7. Jahrhunderts mitgegeben wurden.

Abb. 12

Das Besitztum des Adalgisel, in dessen Verteilung die erhaltene Urkunde von 634 uns Einblick gewährt, erstreckt sich in weiter Streuung von Huy

an der Maas über Longuyon und die Woëvre bis nach Tholey in das Waldgebiet, das zur oberen Nahe hinüberführte. Für Liutwin und die Widonen läßt sich der Raum, in dem ihr Leben und Wirken sich während des 7. Jahrhunderts abspielte, nicht so genau bestimmen; aus den wenigen Spuren und Hinweisen, die sich schattenhaft aus dem Dämmerchein der Geschichte abheben, vermag man jedoch wenigstens soviel zu ersehen, daß Betätigungsfeld und damit auch Herkunftsland Liutwins und seines Geschlechts etwa im Gebiet zwischen Etain und Metz bis zum lothringischen Salzgebiet, zum Bliesgau und vielleicht auch bis zum Waldland an der oberen Nahe zu suchen ist. Aus diesem Raume waren Basinus und Liutwin und sodann dessen Sohn Milo im Gefolge der Karolinger nach Trier gelangt. Das Trierer Bistum nahmen sie wie ein Erbe ein, das ihnen selbstverständlich gebühre.

Als treue Helfer und Waffengefährten Karl Martells fanden viele Angehörige des maas- und moselländischen Adels nach dem Sieg des Karolingers ihre Belohnung, die meist erst recht ihr Haus der karolingischen Reichsaristokratie eingliederte und fest verband. Milo erhielt so neben dem Trierer Bistum durch Karl Martell auch das wichtige Reims übertragen. Auch als Bischof behielt Milo die Lebensgewohnheiten bei, die ihm als typischen Vertreter des damaligen fränkischen Adels in Jagd und Krieg geläufig waren. Dazu trug noch bei, daß bereits Liutwin wie seine Vorgänger bis zu Nicetius im 6. Jahrhundert zurück weltliche Aufgaben mit ihren geistlichen Pflichten zu vereinen hatten, um den verwaltungsmäßigen und sozialen Notwendigkeiten der Zeit gerecht zu werden. Wie eine Art geistlich-weltlichen Herrschaftsgebildes besaßen die Widonen am Ende des 7. Jahrhunderts und in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts die Leitung des Trierer Kirchensprengels.

Auch dem damals noch wenig erschlossenen Waldland des Hunsrücks hatte Liutwin sein Augenmerk zugewandt; wie uns spätere Überlieferung berichtet, übertrug er die Gegend, die noch heute in der Ortsbezeichnung Birkenfeld auf den frühen Zustand hinweist, dem seiner Obhut unterstehenden Kloster St. Paulin, das in der unmittelbaren Nachbarschaft von St. Maximin sich erhob. Diese Landschaft von Birkenfeld und Brombach wurde somit enger mit Trier verbunden und dadurch war auch ihre Diözesanzugehörigkeit bis zum Ende des alten Erzstiftes Trier bestimmt.

In der 1. Hälfte des 8. Jahrhundert war nicht nur das obere Moselgebiet und der Raum von Hunsrück und oberer Nahe dafür bestimmend, wohin die Blickrichtung von Trier und seiner führenden Familie gelenkt wurde; besonders seit der Zeit Milos erstreckte sich der Einfluß Triers, das bereits seit dem 5.—6. Jahrhundert kirchlich bis zum Rhein vorgedrungen war, noch weiter nach Osten hin. Über den Westerwald und die Landschaft des späteren Montabaur hinweg oder auch lahnaufwärts gelangte Trier bis zu der alten Siedlungskammer, die heute nach Limburg benannt zu werden pflegt. Damals war das ebenfalls auf hohem Felsen über der Lahn aufragende, benachbarte Dietkirchen der Mittelpunkt des Trierer kirchlichen Einflusses im Lahngebiet.

Durch seine ganze Lebensauffassung wie durch die nach den Lahngegenden gerichteten Interessen geriet Milo in einen sich immer mehr versteifenden Gegensatz zu Bonifatius, dessen Wirken als Missionar und dessen Tätigkeit als Organisator der kirchlichen Einrichtungen, die vom Rhein nach

dem Innern des deutschen Raumes hinein sich bildeten, gerade nach dem Jahre 742 auf der Höhe des Erfolges standen.

Die Vereinigung von weltlicher und geistlicher Gewalt, wie sie sich um die Wende zum 8. Jahrhundert noch in gar manchen Gebieten des fränkischen Reiches fanden, war nicht im Sinne der erstarkenden Zentralgewalt der Karolinger. Bereits Karl Martell hatte sich im Loireraum dagegen gewandt; für Karlmann und Pippin waren die Forderungen der bonifatianischen Reform gerade auch vom politischen Standpunkt her sehr willkommen. Auch in Trier wurde nach dem Tode Milos († 757), dem man persönlich nicht hatte zu nahe treten wollen, weltliche und geistliche Funktion getrennt; zugleich zog sich das Geschlecht der Widonen aus diesem Raum, der bis dahin seine bedeutendste Position dargestellt hatte, gänzlich zurück. Nur Mettlach versuchten die Widonen auch fernerhin noch in ihrem Interessenkreis zu halten.

Die fränkische Politik hatte sich in der 1. Hälfte des 8. Jahrhunderts mit besonderem Nachdruck dem Oberrhein und dem alemannischen Herzogtum zugewandt; die volle Rückführung Alemanniens in den Herrschaftsbereich der Franken war ihr ein nachdrücklich erstrebtes Ziel.

Gemäß jener Ausrichtung des politischen Interesses wandte sich auch die Tätigkeit der Widonen, die ja nach wie vor dem karolingischen Reichsadel angehörten, dem Oberrhein und Bodensee zu. Als hervorragende Vertreter der fränkischen Politik im alemannischen Land sind uns aus dieser Zeit eine Reihe von Persönlichkeiten bekannt; zu ihnen zählen Chancor, Graf im Thurgau und sodann im Breisgau, sowie Graf Ruthard, der Gründer der Ortenauklöster Schwarzach und Gengenbach, der auch im Breisgau über bedeutenden Besitz verfügte. Zu dem genannten Kreis gehörte auch Fulrad, einer der engsten Mitarbeiter Pippins und schließlich Abt von St. Denis; dieses alte fränkische Königskloster vor den Toren von Paris wurde durch die Karolinger mit Gütern ausgestattet, die so recht den Weg ins Alemannenland und nach der Donau hin absteckten; über das lothringische Salonne zog diese Besitzlinie von St. Denis bis Leberau im Elsaß und über den Breisgau und die Ortenau nach dem schwäbischen Eßlingen und Herbrechtingen.

In der Gesellschaft dieser führenden fränkischen Schicht, die für die Karolinger die Verwaltung und Einordnung des alemannischen Raumes besorgte, treffen wir im 8. Jahrhundert auch Angehörige der Widonen. Zu Anfang des 8. Jahrhunderts waren eine Reihe von Vertretern des Widonenhauses wie Milo, Lambert, Wido und Warin/Werner beteiligt bei Rechtshandlungen im Metzger Gebiet; die Namen Warin und Wido begegnen uns wieder im Kreise Fulrads, Chancors und Ruthards. Im Reichenauer Liber confraternitatis stehen Graf Ruthard, Warin und Chancor nebeneinander; Warin und Ruthard war gemeinsam die Leitung der politischen Geschäfte im Thurgau und Bodenseebereich anvertraut, wie die St. Galler Quellen berichten. In der Ortenau und im Elsaß übertrug ein Wido im Jahre 768 Güter und Besitzungen an Fulrad von St. Denis; ein Graf Warin amtierte im Jahre danach als Verwalter des Königsgutes im südlichen Elsaß. Warin und Ruthard stehen wiederum gemeinsam in der Zeugenliste einer Urkunde Pippins vom Jahre 762. Es ist kein Zweifel, daß alle diese Personen einem und demselben Familienkreise und der gleichen gesellschaftlichen Schicht zuzuordnen sind.

Abt Fulrad von St. Denis und die Widonen treffen wir im 8. Jahrhundert auch in engster Nachbarschaft an der Saar und im Bliesgau. In seinem Testament übertrug Fulrad im Jahre 777 an St. Denis seinen Besitz zu Saargemünd und im Umkreis darum nach der Blies hin. Kurz vor der Mitte des 8. Jahrhunderts, wohl im Jahre 742, hatte Graf Werner aus der Widonenfamilie, dem um ein halbes Jahrhundert zurückliegenden Beispiel seines Ahnen Liutwin folgend, ein Kloster zu Hornbach gegründet. Es lag am Rande des damaligen Vosagus; die Aufgaben für das Wirken seiner Mönche konnten weit hinein in das Waldland sich erstrecken. Die monastische Einrichtung der neuen Abtei war Pirmin, dem Gründer von Reichenau und Murbach, dem Reformator einer ganzen Reihe elsässischer Klöster, von den Widonen übertragen. Durch sein Wirken in Alemannien und im Elsaß war Pirmin mit dem Personenkreis bekannt geworden, der dort im politischen Bereich tätig war; auch die Verbindung mit Wido und Warin war offenkundig am Oberrhein geknüpft worden. So folgte Pirmin dem Rufe, das Kloster Hornbach einzurichten; es wurde seine letzte bleibende Wirkungsstätte; in Hornbach wurde Pirmin, dessen Heimat im westgotisch-aquitani-schen Raum gelegen war, auch zur letzten Ruhe bestattet.

Eine der ältesten Schenkungen an die Abtei Hornbach brachte ihr im Jahre 754 durch Adala, die Tochter des Bodalus, Gut zu Wasselnheim im Elsaß. Noch einmal wird hier jener Kreis im Oberrheingebiet deutlich, dessen Verflechtungen und gemeinsames Arbeiten gerade geschildert worden sind. Die beiden Namen, jener der Schenkerin und der ihres Vaters, führen in die Verwandtschaftszusammenhänge der Liutfride=Eberharde, des Herzogs- und Grafenhauses, das mit Warin und den anderen im Elsaß und in Alemannien Genannten im 8. Jahrhundert gemeinsam am Oberrhein tätig war. Als ein Zeichen der Verbundenheit mit dem Widonenhaus ist die Schenkung Adalas an Hornbach zu werten.

Besitz des Hausklosters der Widonen, Hornbach, ist vor dem Jahre 771 bereits im rheinischen Hügelland zu Ülversheim (bei Oppenheim) nachweisbar; im dicht benachbarten Eimsheim im Wormsgau, in dem bezeichnenderweise ein Warinus im Jahre 806 anzutreffen ist, besaß Hornbach noch bis ins spätere Mittelalter die St. Pirmin geweihte Kirche. Ein Graf Warinus begegnet erneut als Grundbesitzer im Jahre 771 auch in Worms. So treffen wir die Widonen in der 2. Hälfte des 8. Jahrhunderts bereits auch an vielen Stellen im Wormsgau.

Wie die Gründung Mettlachs mit Unterstützung durch die karolingischen Hausmeier sich vollzogen hatte, so fanden die Widonen auch für Hornbach die Hilfe Pippins; dieser gewährte dem Kloster im Bliesgau für seine Waren Zollfreiheit und entband die freien Hintersassen der Abtei von den Abgaben, die sie bisher der öffentlichen Gewalt geschuldet hatten. Damit unterstützte Pippin das Bestreben und die Mittel Hornbachs, zum Ausbau des Waldlandes zu schreiten, das nach Osten hin vor ihm lag. Denn Hornbach hatte im Waldgebiet große Möglichkeiten überantwortet bekommen; der weite Umkreis um das heutige Pirmasens, das von Pirmin seinen Namen ableitet, war ihm zur Nutzung übergeben. Auch hier ist eine wohlwollende Förderung durch die Karolinger anzunehmen, wie wohl auch der alte Besitz Hornbachs in Osthofen bei Worms und in Wachenheim an der Pfrimm auf eine Übertragung durch die fränkische Zentralgewalt zurückzuführen sein wird. Für das Widonenhaus aber war mit der Gründung von Hornbach und durch dessen Ausstattungsgüter die Brücke über den breiten

Waldgürtel nach dem Altsiedelland in der Rheinebene endgültig geschlagen.

Noch in der 2. Hälfte des 8. Jahrhunderts wurde durch das Widonengeschlecht mitten im Waldgebiet die Siedlung Wilgartswiesen gerodet und deren weiter Bereich wirtschaftlich und grundherrschaftlich erfaßt. Den Widonen, die den Namen nach Wiligart, einer der Frauen aus ihrer Familie, gewählt hatten, war es damit gelungen, eine frühe Verbindung bis zum Ausgang des Queichtales nach dem offenen Land des Speyergaues zu schaffen. Diesem Wege war wohl auch Pirmin gefolgt bei den häufigen Besuchen im Kloster Weissenburg, von denen seine Vita spricht.

Am Ende des 8. Jahrhunderts freilich mochte es scheinen, als ob die Widonen die Gebiete ihres Besitzes und ihrer Tätigkeit, wie die Zeit seit der Mitte des 8. Jahrhunderts sie ihnen beschert hatte, wieder grundlegend ändern wollten. In der Tat erschloß sich einem Zweig der Familie seit dem Jahre 799 ein neues Wirkungsfeld; ein Wido begegnet von dieser Zeit an als Graf im Grenzraum der fränkischen Macht nach der Bretagne. In den ersten Jahrzehnten des 9. Jahrhunderts waren Angehörige des Geschlechtes Grafen im Gebiet der unteren Loire und im Grenzbereich nach dem Bretonenland hin; in Le Mans und Nantes sowie im Anjou übten sie ihr Amt aus.

Als Anhänger der Partei Lothars I. mußten Graf Lambert aus dem Widonenhause und andere Mitglieder des lothringischen Adels im Jahre 834 mit dem jungen Kaiser nach Italien ziehen. Dort erlebten die Nachkommen Lamberts, die weit weg von den anderen Verwandten lebten, unter mannigfachen Wechselfällen den Aufstieg zum Herzogtum in Spoleto. Die Verbindung zum Herkunftsland riß aber im 9. Jahrhundert nicht ganz ab; Herzog Wido kam mit Lothar I. im Jahre 840 wieder nach der Landschaft an Mosel und Saar zurück und ließ sich durch den Kaiser noch einmal die Abtei Mettlach, die erste Klostergründung seines Hauses, übertragen; vor dem Einspruch des Erzstiftes Trier, dem bereits Karl der Große das Kloster zugewiesen hatte, mußte er im Jahre 842 seine wiedererstrebtten Ansprüche auf Mettlach aufgeben. Als dann im Jahre 888 die Teile des Frankreiches sich endgültig trennten, kam noch einmal ein Widone aus Italien zurück mit der Absicht, von Burgund aus ein Königtum zu erwerben. In Langres ließ sich Wido durch den dortigen Bischof zum König krönen. Doch er fand zu wenig Anhang und zog sich noch im gleichen Jahre 888 wieder über die Alpen zurück; in Italien konnte Wido nach heftigen Kämpfen gegen Berengar sich durchsetzen und im Jahre 891 sogar die Kaiserkrone erlangen. Ist es aber nur ein Zufall, daß gerade im Jahre 888 der Karolinger Arnulf dem Trierer Erzbischof die Abtei Mettlach noch einmal bestätigte?

Ein Zweig der Widonen war im 9. Jahrhundert jedoch auch im angestammten Bliesgau verblieben; auch Hornbach wußte er als Hauskloster für sich zu wahren. Seine Stellung war gegenüber dem glanzvollen Aufstieg der Verwandten in Italien bescheidener, aber die Widonen an der Saar und im Worms- und Speyergau zählten auch weiterhin zu jener Gruppe des Hochadels, die im 9. Jahrhundert um die politische Führung rang. Wohl aus der alten Tradition der ersten Jahrzehnte des 9. Jahrhunderts, als die Widonen gemeinsam mit Graf Matfrid der politischen Partei Lothars I. gefolgt waren, standen sie auch am Ausgange des 9. Jahrhunderts auf Seiten der oberlothringischen Matfride gegen die Reginare, die letzten

Endes in jenen unruhvollen Jahrzehnten zur Wende des 10. Jahrhunderts sich als die überlegene Gruppe erwiesen.

Als die Machtkämpfe der großen Geschlechter des karolingischen Hochadels um die Wende vom 9. zum 10. Jahrhundert auch im Wormsgau, im Hunsrück und an der Nahe ausgetragen wurden, war ein Graf Werner, den wir wiederum dem Widonenhause zurechnen dürfen, ebenfalls darin hineingezogen. Schließlich verblieb diesem Zweig des Widonenhauses, ebenfalls in der Person eines Grafen Werner, bis zu den Jahren 906/910 die Grafschaft im Speyergau; Werner wurde der Vater jenes Grafen Konrad, der in dem frühen ottonischen Reich eine bedeutende Rolle spielen sollte. Graf Werner und sein Sohn Konrad bauten ihre Macht vom Speyergau aus und vom Hausbesitz, der vom Bliesgau über den breiten Waldstreifen herüber nach dem Oberrheingraben sich erstreckte, mit Bedacht auf.

Als Herzog kehrte Konrad im Jahre 944 nach Lothringen zurück; als Schwiegersohn Ottos I. stand dem neuen Herzog von Lothringen, das damals sich noch von der obersten Mosel bis zur Mündung von Maas und Rhein breitete, eine große Laufbahn bevor. Herzog Konrad ließ sich in die große Aufstandsbewegung der Jahre 953/54 verstricken, die das Reich Ottos I. in seinen Grundfesten zu erschüttern drohte; das Herzogtum Lothringen ging ihm wieder verloren. Konrad und seinen Erben verblieben nur die Hausgüter mit Hornbach und die Stellung im Gebiet um Speyer und dem für sie immer wichtiger werden Worms. Den Aufstand gegen Otto I. sühnte Herzog Konrad durch den Schlachtentod, den er im Ungarnkampf auf dem Lechfeld im August 955 erlitt, nachdem er entscheidend zum Siege mit seiner Reitertruppe beigetragen hatte.

Sein Haus, das man nunmehr mit dem Namen der Salier bezeichnet, übernahm als Geschlecht, das im Speyer- und Wormsgau heimisch geworden war, im 10. und 11. Jahrhundert die Aufgaben der Rodung, zu denen die weiten Waldgebiete des Pfälzer Waldes lockten, und mit Konrad II. im 11. Jahrhundert sodann die Krone des deutschen Reiches.

Ein weiter Wanderweg einer fränkischen Adelsfamilie war beendet.

CHRISTLICHE KIRCHEN AN DER MITTLEREN SAAR IM FRÜHEN MITTELALTER

AUSZUG AUS EINEM REFERAT VON EUGEN MEYER

In der landesgeschichtlichen Forschung bestand für unseren kleinen Raum an der mittleren Saar eine Lücke, die bis jetzt häufig genug dadurch ausgefüllt wurde, daß man immer wieder unbewiesene und zum Teil auf falscher Grundlage aufgebaute Angaben der Literatur des 18. Jahrhunderts weiter benutzte. Die nachstehenden Ausführungen wollen nichts weiter als auf diese Lücke hinweisen und Anregungen zu ihrer Ergänzung geben, vor allem aber möchte ich an Hand dieser saarländischen Beispiele einige methodische Fragen der landesgeschichtlichen Arbeit mit klären helfen, und insofern eine Ergänzung zu der so außerordentlich anregenden Untersuchung von Ewig¹⁾ geben, die, mag man auch mit der angewandten Methode und mit Einzelheiten nicht immer einverstanden sein, das Bild

des Trierer Raums für das frühe Mittelalter sehr viel farbiger und inhaltsreicher gemacht hat als wir es bis dahin zu sehen gewohnt waren.

Der Raum, um den es sich hier handelt, die mittlere Saar und ihre Uferlandschaft von Saargemünd bis etwa Merzig, ist allerdings nicht eigentlich ein Gebiet, dessen frühmittelalterliches Gesicht durch das Trierer Bistum und die von Trier ausgehenden religiösen und kirchlichen Einflüsse charakterisiert ist. Seine Struktur und seine damalige Entwicklung werden vielmehr, wie mir scheint, außer durch die Oberflächengestaltung, durch drei Faktoren bestimmt:

1. die verhältnismäßige starke Anhäufung von Königsbesitz in diesem Raum, das Saarufer entlang fast ununterbrochen von Saargemünd an über Auersmacher, Blittersdorf, Habkirchen, Bischmisheim, Saarbrücken, Völklingen, Warndt, Wadgassen u. s. f.
2. durch das Vorhandensein eines bodenständigen fränkischen Großgrundbesitzes — ich nenne für die ältere Zeit nur die Familie Liutwins in Mettlach und Hornbach und die der Odakare im Saar- und Bliesgau — die sich schon früh in das politische und kirchliche Leben einschalten, und vor allem in Hinsicht auf die kirchliche Entwicklung:
3. die Tatsache, daß in diesem Raume die Grenzen der beiden Bistümer Trier und Metz zusammenstoßen, wodurch die Organisation der kirchlichen Verhältnisse und die Mission im Saargebiet zweifellos beeinflusst wurden.

Um die Ermittlung dieser kirchlichen Verhältnisse in der fränkischen Zeit soll es, wie gesagt, hier allein gehen, oder, genauer gesagt, um die Ermittlung der für die Erkenntnis dieser kirchlichen Verhältnisse gesicherten Tatsachen. Ich glaube, man wird bei solchen Ermittlungen immer von Nachforschungen im kleinen Raum ausgehen müssen, wenn man zu halbwegs sicheren Ergebnissen gelangen will, und ein wesentlicher Teil der Arbeit wird darin bestehen, die wenigen dafür zur Verfügung stehenden Quellen auf ihre Glaubwürdigkeit hin zu prüfen, und gerade dies ist für das hier in Rede stehende Gebiet bis jetzt nur zum Teil unternommen worden.

Über die dabei mitspielenden Grundfragen der kirchlichen Landeskunde, Bischofstadt und bischöfliche Diözese, Taufkirche, Urfparrei auf grundherrlicher oder genossenschaftlicher Grundlage, Kloster und Stift braucht hier nicht mehr gesprochen zu werden.

Die frühen Grenzen der beiden Bistumsprengel Trier, das im Hochmittelalter mit den Dekanaten Merzig und Wadrill des Archidiakonats Tholey in unser Gebiet hineinreichte, und Metz, dessen Archipresbyteriate St. Arnual, Neumünster und Hornbach einen großen Teil der mittleren Saar einbegriffen, sind für die fränkische Zeit deswegen schwer zu bestimmen, wenn man sich nicht mit allgemeinen Umschreibungen begnügen will, weil wir aus dem Bistum Trier über die Gebiete südlich von Mettlach aus alten Quellen so gut wie nichts über ihre kirchliche Zugehörigkeit erfahren, während wir dann allerdings für Metz besser orientiert sind. Wir möchten glauben (mit aller Vorsicht), daß für die Missionierung und die kirchliche Organisation nicht zuletzt auch die natürlichen Verkehrswege der Saar und Blies und das alte Straßensystem mit den Knotenpunkten Metz und Trier eine Rolle gespielt haben. Wir sehen, daß der Metzger kirchliche Bereich die beiden Ufer der Saar abwärts bis etwa nach Burbach hin und das ganze Gebiet zu beiden Ufern der Blies von Saargemünd an bis nach St. Wendel umfaßt, während das Saarufer

abwärts von Völklingen zum Einflußgebiet des Bistums Trier gehört, dessen weiteres Vordringen saaraufwärts hier durch die damals siedlungsleere Waldzone des Warndt und des Köllerthaler Waldes wohl aufgehalten wurde.

Wenn wir nun nach den Quellen für genauere Feststellungen suchen, so stellen wir zunächst fest, daß sie für die römische und vorfränkische Zeit für unser Gebiet ganz fehlen, es sei denn, daß wir auf Quellen zweifelhaften Wertes zurückgreifen, aus denen gerade Ewigs Buch so umfangreiches Material schöpft, also aus Inschriften, Patrozinien, späteren historischen Aufzeichnungen, Fälschungen u. s. w. Wir können für unser Gebiet der Methode von Ewig in der Verwertung dieser Quellen nicht immer folgen, ja wir halten seine Methode für gefährlich.

Was die Auswertung der Patrozinien für unsere Fragestellung angeht, so bin ich mir durchaus im klaren darüber, welch reichen Ertrag die Patrozinienforschung auf dem Gebiete der kirchlichen Kulturgeschichte getragen hat, aber ich bezweifle doch, daß das Patrozinium allein und ohne andere stichhaltige Zeugnisse genügt, um die betreffende Kirche zeitlich zu fixieren, und ich halte das für vollendes unmöglich, wenn das Patrozinium, wie in den weitaus meisten Fällen, erst aus später Zeit, oft Jahrhunderte später, überliefert ist. Man kann m. E. nicht den Schluß ziehen: „Die betreffende Kirche hat ein in alter Zeit und in einem alten Kultzusammenhang vorkommendes Patrozinium, also ist sie alt“ sondern ich bin der Meinung, daß das Patrozinium, von seltenen Ausnahmen abgesehen, nur zur Ermittlung des Terminus post quem geeignet ist. Man denke doch nur an die durchaus nicht seltenen Änderungen eines Patroziniums infolge kirchlicher Modeströmungen, Reliquienübertragungen, Eigentumswechsel oder wohl auch aus Willkür (Michael-Sebastian in Püttlingen und Bernkastel, in Lockweiler: Salvator in Michael, in St. Avold: Hilarius? in St. Nabor, in Neumünster: Trinitas in Terentius.) Oder es kommen Verderbungen des Namens aus Unkenntnis oder Willkür vor wie bei St. Ingbert-Engelbert. Und wir stellen doch immer wieder fest, daß während des ganzen Hochmittelalters alte Patrozinien an Neugründungen verliehen werden. Was wir in den Gebieten jenseits des Rheins in zahllosen Fällen beobachten können, kann genau so gut auch im alten Lande vorgekommen sein. Daher möchte ich die These aufstellen, daß das Patrozinium für sich allein oder nur in Verbindung mit andern ebenso zweifelhaften Daten für die zeitliche Fixierung einer Kirche oder eines Klosters nicht verwendet werden kann, so wichtig es auch für die Ermittlung kultureller Zusammenhänge und Abhängigkeiten sein mag.

Ähnlich verhält es sich mit den Inschriften aus spätrömischer und frühmittelalterlicher Zeit, die von Ewig ebenfalls, und mit Recht, als neue Quellen in Anspruch genommen werden. Aber auch hier scheint mir größte Vorsicht am Platze zu sein, denn es ist ja leider durchaus nicht so, daß diese Quellengruppe für das frühe Mittelalter wirklich erschlossen wäre. Ich habe an anderer Stelle (Histor. Zeitschrift 1953 S. 102 f.) klarzumachen versucht, wie weit wir im Grunde noch von einer mittelalterlichen Inschriftenwissenschaft entfernt sind und wie alles, was bisher dafür getan wurde, fast nur Stoffsammlung war. Wenn in der letzten darüber erschienenen Zusammenfassung (Panzer, in: Deutsche Philologie im Aufriß) von dem Verfasser den Inschriften als „authentischen, zeitlich und lokal genauer als die Handschriften festlegbaren Dokumenten“ der Vorrang vor

der handschriftlichen Überlieferung gegeben wird, so wird der Historiker ihm darin kaum folgen können. Die zeitliche Festlegung von Inschriften ist, sobald man nach präzisen Aussagen verlangt, in den meisten Fällen gerade für das frühe Mittelalter sehr schwierig, manchmal unmöglich, die Frage, ob gleichzeitig oder nachträglich oder gar späte Erneuerung, die Frage nach der Einwirkung fremder Einflüsse oder Muster auf Inhalt und Ausführung von Inschriften, das alles macht die Beurteilung auch originaler Inschriften schwierig genug, denn es ist uns nicht damit gedient, solche summarischen Urteile abzugeben wie wir sie schon hie und da bei Kraus finden: „Die Inschrift gehört nach dem barbarischen Latein und der graphischen Ausführung wohl dem 6. Jahrhundert an“. Wir fragen: warum nicht dem 7. Jahrhundert?

Die älteste (vielleicht noch dem 4. Jahrhundert angehörende) christliche Inschrift wurde auf unserm Gebiet gefunden in Pachten auf einem fränkischen Gräberfeld in zweiter Verwendung, nicht mehr in situ, nicht mehr in ursprünglicher Lage. Sie beweist also nicht eine christliche Continuität von der Römerzeit bis zu dem romanischen Kirchenbau, in dessen Nähe sie gefunden wurde, sondern nur, daß am Ende des 4. oder Anfang des 5. Jahrhunderts in dem Kastell Pachten eine christliche Familie lebte. Aber nichts von „Kastellkirche“, wie man aus der Inschrift und aus dem spät überlieferten Maximinpatrozinium geschlossen hat, und es ist nichts mit der These, daß Pachten der älteste Stützpunkt christlicher Mission im Süden des Trierer Gebietes gewesen sei.

Fällt also Pachten für die sichere Feststellung eines christlichen Mittelpunktes in unserm Gebiet für das 4./5. Jahrhundert aus, so verhält es sich ähnlich mit einer Gruppe von Nachrichten, die uns durch die Vita des in der 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts, zuerst 585, nachgewiesenen Bischofs Magnerich von Trier, des Nachfolgers des Niketius (gest. nach 561) überliefert ist. Diese Vita, die den Abt Eberwin von St. Martin in Trier zum Verfasser hat, ist erst um das Jahr 1000, also mehr als 400 Jahre nach Magnerichs Tod entstanden, geschrieben zur Verherrlichung des Bischofs, der in St. Martin begraben lag, und ist für die ältere Zeit ohne Quellenwert. Diese *Vita Magnerici*, und ihr nachschreibend 100 Jahre später auch die erste Fassung der *Gesta Trevirorum*, eine Quelle von ebenso zweifelhaftem Wert, berichten nun von einer Reihe von heiligmäßigen Männern, die in der Zeit Magnerichs im Trierer Gebiet als Einsiedler lebten: Wulfilaich, Paulus, Bantus, Beatus, Carileffus, Ingobertus, Disibodus und Wendalinus. Man hat diese Angaben Eberwins als eine wichtige Quelle für die Frühgeschichte des Christentums in unserm Gebiet angesehen (Ewig, Selzer, Krämer u. a.) und man ging sogar so weit zu vermuten, daß wir in diesen Männern, d. h. in unserm Falle in St. Wendel und St. Ingbert, vielleicht „die erste aktiv christliche Schicht von Germanen sehen dürfen, die das im Mosel-Saône-Raum aufgenommene Christentum nach Osten weitertrug.“ Wir können auch dieser Schlußfolgerung nicht zustimmen. Von einem der von Eberwin genannten acht Viri magnae sanctitatis, von Wulfilaich, haben wir allerdings verbürgte Nachrichten bei Gregor von Tours, von dem auch Eberwin selbst seine Kenntnisse hat, aber Wulfilaich lebte nicht im engeren Trierer Gebiet. Ein anderer, Bantus, ist vermutlich identisch mit einem Trierer Presbyter Banto in dem Grimoiretestament von 634, der aber immerhin ein recht alter Mann geworden sein mußte, wenn er auch schon zur Zeit Magnerichs Priester gewesen wäre. Von einem andern, Carileffus, existiert zwar eine fabulöse Vita aus dem

9. oder 10. Jahrhundert, aber diese macht ihn zu einem Zeitgenossen und Gefährten des Avitus von Orléans, versetzt ihn also in den Anfang des 6. Jahrhunderts und zudem nach Aquitanien und in das Gebiet von Le Mans. Von den andern aber wissen wir aus Quellen aus der Zeit vor Eberwin ja doch überhaupt nichts (für Beatus vgl. Jaffé — L. n. 3782 vom Jahr 975: *Tabula interpolata esse videtur*). Uns geht es hier um St. Wendel und St. Ingbert. Über einen Heiligen Wendalinus, Waldolenus, Waldenus u. a. besitzen wir wenigstens noch eine allerdings noch später als Eberwins Vita niedergeschriebene Quelle, ein Stabloer Calendar aus dem 11. Jahrhundert, also auch ein halbes Jahrtausend jünger als der angebliche hl. Wendelin, in dem es zum 21. Oktober heißt: In Basona Villare S. Waldoni confessoris. Das soll heißen: am 21. Oktober wird in Basona Villare das Fest des hl. Waldonus gefeiert. Und dieses Basona Villare, so wird geschlossen, ist das spätere St. Wendel, denn dort gibt es schon in früher Zeit einen Bosenbach, Bosenberg usw. Aber ganz abgesehen davon, daß es im romanischen Gebiet nicht wenige Orte mit Namen Basonvillers oder ähnlich gibt, und ganz abgesehen auch davon, daß man sonst vergeblich nach einer Beziehung zwischen Stablo und St. Wendel sucht, so ist dazu zu sagen, daß es schließlich im 7. Jahrhundert einen gut beglaubigten und als Heiligen verehrten Abt Waldenus oder Waldolenus gibt und daß dessen Fest tatsäc hlich am 21. Oktober gefeiert wurde, also an dem gleichen Tag, an dem später der Wendelstag gefeiert wurde, aber dieser hl. Waldolenus war nachweislich Abt in Kloster Bèze (Besua) in Burgund, und es scheint mir, daß die Nachricht in dem Kalender des Benediktinerklosters Stablo besser oder doch ebensogut auf diesen Benediktinerabt von Bèze bezogen werden kann als auf den Einsiedler im Hunsrück, von dem wir, wie gesagt, aus früheren Quellen nichts wissen. Jedenfalls müßten die mit den Anfängen der Wendelslegende zusammenhängenden Fragen noch einmal genauer untersucht werden als es durch Selzer geschehen ist. Und von St. Ingbert schließlich ist außer Eberwin und seinen Nachschreibern in den Gesta Trevir. überhaupt erst im ausgehenden 12. Jahrhundert zum 1. Mal die Rede. Alle diese Legendenheiligen mögen einen historischen Kern besitzen, aber Eberwin schöpft bei ihnen offenbar aus mündlicher Tradition und aus der Volksüberlieferung, in der Ort und Zeit keine Rolle spielen, so daß wir diesen historischen Kern heute, wenigstens bis jetzt, nicht mehr ermitteln können. Wir müssen uns also damit begnügen festzustellen, daß sie im 11. und 12. Jahrhundert als Bauernheilige im Ansehen standen, daß sie aber für die Anfänge der christlichen Mission in unserem Gebiet nichts aussagen. So bleiben also für die fränkische Zeit, bis etwa 900, für unser Gebiet nur die beiden von uns aus gesehen peripheren Punkte Tholey (634) und Mettlach (c. 700) übrig. Über sie zu sprechen erübrigt sich, sie sind nicht zuletzt durch das Buch von Ewig in ihrer Bedeutung für unseren Raum deutlich gemacht worden. Weiter südlich aber, also in dem hier zu behandelnden Gebiet, können wir mit den von uns herangezogenen Quellen kirchliche Einwirkungen, die von Trier ausgehen, zunächst nicht feststellen. Das mag verschiedene Ursachen haben, kann vor allem auch auf Zufälligkeiten der Überlieferung beruhen. Aber sehen wir uns zunächst die Verhältnisse in der Diözese Metz an. Ich sagte schon, daß die Diözesangrenze in unserem Raum im Warndt und im Köllerthaler Waldgebiet in der Frühzeit unklar bleibt. Metz stößt etwa bei Gersweiler-Völklingen an das linke Saarufer, dann läuft die Grenze die Saar entlang bis etwa Malstatt,

dann über die Saar weiter nach NO in das Gebiet des Köllerthaler Waldes, wohl das Fischbachtal entlang in Richtung auf Illingen und weiter auf Neumünster.

In diesem Metzzer Gebiet nun sehen wir schon im 8. und 9. Jahrhundert gleich eine ganze Reihe von kirchlichen Gründungen, die fast unmittelbar der Bistumsgrenze entlang liegen. Es sind dies, wenn wir von dem Sonderfall Hornbach zunächst absehen, von SW nach NO: Lubeln (S. Martinus Glanderiensis), St. Avold (St. Nabor, Eleriacum), St. Arnual und Neumünster, und unweit von Saargemünd noch Herbitzheim. Freilich steht bei einer von ihnen, nämlich St. Arnual, die Frühgeschichte ebenfalls auf schwachen Füßen. Vom alten Meurisse und Calmet an bis auf die neuesten Darstellungen hält sich die Erzählung, daß das Stift St. Arnual seinen Ursprung der Schenkung des Hofes Merkingen a. d. Saar durch König Theudebert II., um 700, an den hl. Arnoaldus, den 27. Bischof von Metz, Nachfolger des Bischofs Aigulf, seines Onkels, verdanke. Paulus Diaconus weiß von diesem Arnoald außer ein paar kurzen Lebensdaten nichts zu sagen. Dieser Bischof Arnoald habe in Merkingen eine Klerikergemeinschaft begründet, sei daselbst begraben worden und nach ihm soll dann die Stiftung den Namen St. Arnual erhalten haben. Die einzige Quelle hierfür ist der um 1770 schreibende Benoit Picard und seine handschriftliche Geschichte von Metz in der Metzzer Bibliothek. Darin wird berichtet, daß im bischöflichen Archiv in Vic sich das Original eines Schreibens des Bischofs Adventius von Metz an König Lothar II. befinde, in dem sich der Bischof über Belästigungen des Gebietes von Merkingen durch einen königlichen Kriegsobersten Rollo beschwere und zur Begründung seiner Beschwerde den angegebenen Sachverhalt dem König mitteile und außerdem das Original der Schenkungsurkunde Theudeberts vorlege. Ich brauche nicht zu betonen, daß es sich bei diesem angeblichen Schriftstück, das außer Picard niemand vorher oder nachher jemals gesehen hat, um eine höchst verdächtige Quelle handelt. Abgesehen von der Tatsache, daß Adventius im Jahre 857 noch garnicht Bischof war, — er wurde es erst im Herbst 858, — abgesehen von der ganz irregulären Formulierung des Schriftstückes (Brief? Gerichtsurteil?) und von einzelnen Wendungen, die die späte Maché verraten (vgl. etwa die Bemerkung, daß an Theudebert „der hl. Gregor geschrieben und ihm seine Mönche empfohlen habe“) ist dazu zweierlei zu sagen:

1. Das Stift St. Arnual ist in einer zweifellos echten Urkunde zum ersten Mal erst am Ende des 12. Jahrhunderts erwähnt. Wir besitzen zwar eine Urkunde Kaiser Heinrichs III. vom Jahre 1046, in der er dem Bistum Metz und „dem Stift St. Arnual“ eine Schenkung macht, aber in diese Urkunde sind, wie schon in der Ausgabe der Mon. Germaniae festgestellt, die auf St. Arnual bezüglichen Stellen später interpoliert. Echt ist in der Urkunde nur die Schenkung an das Bistum Metz, und sie ist daher für eine zeitliche Fixierung von St. Arnual nicht zu verwenden. Immerhin kann eine Kirche auf den Namen des hl. A. damals schon dort bestanden haben.
2. Wir besitzen ein Siegel des Stifts St. Arnual, das nach den Buchstabenformen seiner Umschrift vielleicht dem 13. Jahrhundert angehören kann. Diese Umschrift lautet: S. Ecclesie s. Arnual ad. c(aus)as. Odacrus fundator. (s. die Abbildung bei Ruppertsberg Bd. I und Rhein.

Siegel Bd. IV T. 2). Das Siegel, gegen dessen Echtheit keine Bedenken bestehen, nennt also ausdrücklich einen Odakar als Gründer des Stifts, d. h. also: im 13. Jahrhundert zum mindesten war man in St. Arnulf der Meinung, daß die Stiftung auf eine Persönlichkeit namens Odakar zurückgehe. Über die Familie dieses Odakar besteht kein Zweifel: Träger dieses Namens haben seit dem Ende des 9. und im 10. Jahrhunderts im Lotharingischen Reich als Grafen des Blies-Saar-Ardennergaus und im Trierer Gebiet eine erhebliche Rolle gespielt (vgl. Witte im Lothr. J.B. VII, S. 82), vor allem in den Kämpfen in der Zeit Zwettibolds. Am Ende des 10. Jahrhunderts scheint die Familie ausgestorben zu sein. Zuletzt kommt m. W. ein Graf Odakar im Jahre 991 vor, wo er einen Prekarievertrag mit dem Kloster Glandières abschließt. (Calmet pr. 396) ²⁾

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß ein Mitglied dieser Familie, vielleicht dieser zuletzt nachgewiesene, im 13./14. Jahrhundert als Gründer des Stiftes angesehen wurde. Die Gründung wäre dann also vielleicht im 10. Jahrhundert erfolgt, vielleicht im Zusammenhang mit der Umwandlung des Stifts St. Arnulf in Metz in ein Benediktinerkloster und der Vertreibung der dortigen Kanoniker (942, vgl. DO I nr. 45), wie Ruppertsberg vermutet. Auf alle Fälle aber müssen wir die Existenz des Stifts St. Arnulf für das frühe Mittelalter ausschalten.

Alle andern genannten Klöster dagegen sind zum mindesten für das 9. Jahrhundert sicher bezeugt. Herbitzheim ist im Vertrag von Meerssen als zum Anteil Ludwigs gehörig genannt. Über die Gründung von Neumünster bei Ottweiler sind wir durch die Bestätigungsurkunde Ludwigs d. D. von 871 genau unterrichtet. Darin heißt es, daß Bischof Adventius von Metz dem König vorgetragen habe, daß er, um der sittlichen Verwilderung in diesen Gebieten zu steuern, im Bliesgau eine Cella und eine Kirche der hl. Dreifaltigkeit gebaut, die Reliquien des hl. Terentius dorthin überführt und zum Unterhalt der Kanoniker das Dorf Linxweiler mit der dortigen Martinskapelle und andere Güter bestimmt habe. Nicht lange nachher, 893, werden die Dörfer Wiebelskirchen in der Grafschaft des Odakar, die Ecclesia Mater in Illingen, die Kapelle in Schiffweiler und Besitz in Eschringen (Kr. St. Ingbert) von Metz an die neue Stiftung übertragen. — Nicht ganz so klar liegen die Nachrichten für St. Avold. Calmet und die übrige Metzger Geschichtsschreibung des 18. Jahrhunderts berichten, daß nach alter Überlieferung St. Avold vom hl. Fridolin, d. h. zu Anfang des 6. Jahrhunderts?, zuerst als Oratorium, dann als Kloster auf den Namen des hl. Hilarius von Poitiers gegründet worden sei. Durch diese Verbindung Fridolin=Hilarius würde sich diese Gründung in die übrige Fridolin=Tradition einordnen lassen. Aber ich für meine Person glaube, daß diese Verbindung eine spätere Erfindung ist, die sich aus dem alten Namen für St. Avold, Eleriacum, erklärt, der m. E. nicht von Hilarius abgeleitet werden kann, sondern umgekehrt (obschon ich als Nichtphilologe dazu nichts sagen kann): die Verbindung mit Hilarius von Poitiers ist durch diesen alten Namen des Klosters nachträglich hergestellt worden. Nach anderer Überlieferung ist das Kloster erst im 8. Jahrhundert als Benediktinerabtei durch Bischof Sigisbald von Metz (720–44) errichtet und hat zuerst den Namen Novacella geführt. Bischof Sigisbald wurde hier beigesetzt und ist später nach St. Symphorian in Metz überführt worden (durch Bischof Chrodegang?). Bischof Chrodegang hat der Abtei um das

Jahr 765 die von ihm aus Rom mitgebrachten Reliquien des hl. Nabor geschenkt, woraus dann für das Kloster und die dabei entstehende Siedlung der heutige Name St. Nabor-St. Avold entstanden sein soll. Seit dem 14. Jahrhundert ist St. Avold Stadt, Stadtherr ist der Bischof von Metz. Jedenfalls ist St. Avold für die 1. Hälfte des 8. Jahrhunderts sicher belegt: 765 Überführung der Reliquien der hl. Gorgonius, Nabor und Nazarius (durch Chrodegang) von Rom nach dem Frankenreich und Lothringen (Transl. Gorgonii, X. Jh.) für Gorze und St. Avold (Hilariacum = Nova Cella = St. Nabor = St. Avold).

786 Angilram, Mönch von St. Avold, wird als Nachfolger Chrodegangs Bischof von Metz. Vollendet die Klosterkirche von St. Avold (Alcuini poem.) c. 787 Schenkung Angilrams an St. Avold (Calmet pr. 293). 791 Bischof Angilram von Metz gestorben, begraben in St. Avold. Sein Grabstein 1609 entdeckt und in die Sakristei verbracht.

Schwieriger liegt die Sache dann wieder bei Lubeln (Longeville Glanderiensis mon). Sicher ist die ältere Gründungslegende falsch, nach der das Kloster, das übrigens eine recht gute archival. Überlieferung besitzt, um das Jahr 600 gegründet worden sei, angeblich von Arnuald, dem Vater des hl. Arnulf von Metz, der auch in Longeville begraben worden sei und der nicht identisch sei mit dem Metzger Bischof Arnuald, dem angeblichen Begründer von St. Arnual. Nach einer anderen Version soll der Begründer und Vater des hl. Arnulf von Metz Bodegisel gewesen sein, der zusammen mit Dignus und Undo das Kloster gegründet habe. Wiederum nach einer anderen Version sollen Arnuald und Bodegisel eine und dieselbe Person gewesen sein. Offenkundig ist eine Verwirrung durch die Namensgleichheit Arnulf = Arnual eingetreten. Das ältere sichere Zeugnis ist eine Urkunde Ludwigs d. D. für das „monast. S. Martini et Undonis“ von 875 über die Restitution von Grünstadt an Lubeln. Eine angebliche Urkunde Ludwigs des Frommen von 836 über den gleichen Gegenstand ist spätere Fälschung, die noch nicht im Cartular des 14. Jahrhunderts (Paris B. N.) enthalten ist. Jedenfalls aber muß das Kloster zur Zeit Ludwigs d. D. wohl schon längere Zeit bestanden haben, sonst wäre der Akt einer Restitution schwer zu verstehen. Aber alles Genauere entzieht sich nach Lage der Quellen unserer Kenntnis.

So also stellen wir fest, daß am Ende des 9. Jahrhunderts und wahrscheinlich schon erheblich früher folgende Metzger Klöster im Grenzraum gegen die Trierer Diözese hin bestanden: Herbitzheim, Lubeln, Neumünster und nicht sehr lange nachher wohl auch St. Arnual. Und dazu kommt noch die ebenfalls im Metzger Raum um 750 errichtete Pirminstiftung H o r n = b a c h , deren Stiftung freilich nicht der Initiative der Metzger Kirche entsprang, aber wohl von Chrodegang, in dessen Zeit sie fiel, gefördert worden zu sein scheint. Hornbach wurde Archipresbyteriat für das östliche Gebiet der Diözese, die Gebiete östlich der Blies, so wie die Metzger Gründungen Neumünster und St. Arnual ebenfalls Archipresbyteriatssitze wurden, jenes für den nördlichen Zipfel der Diözese und dieses für die Gebiete an der Saar und bis zum Blieslaufe hin. Auch bei der Hornbacher Frühgeschichte stehen am Anfang Fälschungen, aber nach der Mitte des 8. Jahrhunderts und vor allem seit dem Anfang des 9. Jahrhunderts ist die Überlieferung gut. Königliche Privilegien müssen schon von Pippin vorgelegen haben und sind seit Ludwig dem Frommen häufig. Auf die Zusammenhänge mit den Mettlacher Widonen habe ich schon hingewiesen.

Weiter sind schließlich die in diesem Metzger Raum schon im 9. Jahrhundert zahlreich belegten Kirchen außerhalb der Klöster zu nennen:

Wiebelskirchen zuerst	765 belegt, 893 an Neumünster
Habkirchen	819 Apponis Ecclesia (Hornbach)
Linxweiler	871 Martinskapelle (Neumünster)
Illingen	893 Mutterkirche
Schiffweiler	893 Kapelle
Dudweiler	977 Kapelle
Malstatt	960 Kirche

Auch die Orte Lautzkirchen (Lendeskirchen), Reiskirchen (Richerskirchen) und Güderkirch (Rudelkirchen) im Bliesgau dürften in diese Zeit zu setzen sein.²⁾

Alles in allem also doch eine recht erhebliche Zahl von sicher bezeugten Kirchen in dem schmalen, kaum 20 km tiefen Grenzraum der Metzger Kirche gegen das Trierer Gebiet hin, wobei wir noch die ebenfalls für das 8. und 9. Jahrhundert gut bezeugten Besitzungen der Kirchen von Reims und St. Denis, also Bischmisheim, Saargemünd, Auersmacher, Blittersdorf und Fechingen, in denen doch wohl auch vom Bistum Metz abhängige Kapellen oder Kirchen vermutet werden dürfen, ganz außer acht lassen wollen. Und demgegenüber auf der andern Seite, im Grenzgebiet des Bistums Trier, zunächst noch garnichts:

Der Trierer kirchliche Einfluß scheint zunächst nicht über Mettlach und das im obersten Bliesgebiet, aber nicht von Trier aus gegründete Tholey hinaus nach Süden zu reichen. Wir erhalten dann eine erste genauere Nachricht in der berühmten „Mettlacher Wallfahrtsurkunde“ (Mh. U. B. I n. 550), in der überliefert ist, daß Erzbischof Albero von Trier um 1150 eine Anordnung des Erzbischofs Rupert von Trier erneuert habe, in der Rupert um das Jahr 955 für eine Anzahl von Pfarreien auf beiden Seiten der mittleren und unteren Saar verfügt habe, daß sie am Palmsonntag nach Mettlach wallfahren sollten, und dabei werden aus unserem Gebiet die Pfarreien Wallerfangen, Bous, Ihn, Beckingen, Pachten, Dillingen, Roden, Schwalbach, Wehingen, Nunkirchen und Lebach genannt. Aber das alles ist nur überliefert in einer Erneuerung dieser Verfügung durch den Erzbischof Theoderich von Trier vom Jahre 1222, die in einem nicht ganz einwandfreien Original noch erhalten ist, und es wäre nun zunächst einmal zu untersuchen, welche von den dort aufgeführten mehr als 70 Pfarreien schon in der Anordnung des 10. Jahrhunderts enthalten waren und welche unter Adalbero im 12. und schließlich unter Theoderich im 13. Jahrhundert neu hinzugekommen sind. Überhaupt bedürfte diese wichtige Urkunde, die auch sonst manche noch nicht beantwortete Fragen aufwirft, dringend einer eingehenden Untersuchung.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so ergibt sich für unsere heutige Betrachtung zweierlei: einmal die Feststellung, daß es in diesem kleinen Raum an der mittleren Saar, was seine kirchliche Entwicklung angeht, noch eine Reihe von Problemen gibt, die einer gleich eingehenden und durchdringenden Bearbeitung bedürfen, wie sie Ewig mit großem Erfolg für das Kernland der Trierer Diözese durchgeführt hat. Es würde eine wichtige Aufgabe der landesgeschichtlichen Forschung in unserm Raum sein, für das Gebiet des Bistums Metz eine gleiche Untersuchung wie die von Ewig zu unternehmen, eine Untersuchung, zu der ich ja hier nur einige Fragen aufwerfen konnte, ohne ihre Bantwortung zu wagen. Brauch=

bare Vorarbeiten liegen dafür nicht wenige vor, aber noch keine Arbeit, die das Gesamtproblem der kirchlichen Organisation dieses Raumes im frühen Mittelalter umfaßt. Ihr Ergebnis würde, wie ich vermute, wahrscheinlich das sein, daß die Bischöfe von Metz in der fränkischen Zeit aus eigener Initiative, nicht etwa unter dem Einfluß insularer missionarischer Kräfte, in dem von uns behandelten Raum eine erheblich größere kirchliche und religiöse Aktivität entfaltet haben als Trier. Damit stimmen auch andere Nachrichten überein, die wir aus dieser Zeit aus Metz haben: ich erinnere nur an die von Bour (*Annuaire* 1929) nach einer Handschrift des 9. Jahrhunderts veröffentlichte Liste der Kirchen in der Stadt Metz, in der für die 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts mehr als 40 Kirchen in der Stadt nachgewiesen werden. Schon der alte Calmet hat darauf aufmerksam gemacht, daß in dieser Zeit, im 8.—9. Jahrhundert, das Bistum Metz, verglichen mit dem vom Verfall bedrohten Bistum Trier, zweifellos die größere Bedeutung gehabt und die wichtigere Rolle gespielt hat. Das scheint sich auch bei der Beobachtung der Entwicklung in unserem Gebiet zu bestätigen, und dieses bei Metz mehr als bei Trier festzustellende Wirksamwerden religiös-kirchlicher Kräfte und Anregungen fällt uns gewiß nicht nur deswegen so in die Augen, weil die für Metz vorliegende Überlieferung zufällig umfangreicher ist als für Trier. Der Vorrang von Metz mag nicht zuletzt damit zusammenhängen, daß dieses Bistum eng mit dem karolingischen Haus und der Dynastie verbunden war und damit weniger der Gefahr der Verwilderung ausgesetzt war als die in den Händen des Adels befindlichen Bistümer. Karls d. Gr. Sohn Drogo war seit 823 mehr als dreißig Jahre lang Inhaber des Metzser Bischofsstuhles und wurde als solcher päpstlicher Vikar für das fränkische Reich. Drogos Bruder, der Kaiser Ludwig d. Fr., fand in der Metzser Bischofskirche seine letzte Ruhestatt. Ganz gewiß spielt bei dem Hervortreten von Metz auch das Persönliche eine Rolle: auf der einen Seite in Metz Erzbischof Chrodegang und die von ihm begründete Tradition, auf der andern in Trier Milo und der von ihm ausgehende Verfall des kirchlichen Lebens. Aber wenn wir uns daran erinnern, daß nicht sehr lange nachher, in der Epoche des Bischofs Adalbero I. und Johannes' von Gorze, wiederum aus diesem Metzser Raum starke und weitwirkende Antriebe der religiösen Erneuerung ausgingen, auf deren Bedeutung die Forschung gerade der letzten Zeit wieder besonders hingewiesen hat⁴⁾, so ist man versucht zu fragen, ob nicht überhaupt in diesem oberlothringischen Mischgebiet germanischen und romanischen Volkstums ein besonders fruchtbarer Nährboden für das Wirksamwerden religiöser Kräfte bestanden hat, aus dem auch jene von uns besprochene frühe Stufe kirchlicher Aktivität im Metzser Raum entsprossen wäre.

Anmerkungen:

- 1) Eugen Ewig, Trier im Merowingerreich. Civitas, Stadt, Bistum. Trier 1954.
- 2) Ob ein Zusammenhang dieser Odakare mit der seit dem 8. Jh. im Wormsgau nachgewiesenen Familie gleichen Namens — vgl. über diese zuletzt Mainzer Zeitschr. 48/49 S. 1 ff — besteht, wäre noch zu untersuchen.
- 3) Vgl. dazu die Gesamtübersicht der Bliesgaukirchen bei C. Pöhlmann, Die älteste Geschichte des Bliesgaus, II S. 20 ff.
- 4) Vgl. jetzt: K. Hallinger, Gorze=Clunc, 2 Bde, Rom 1950/51 (Studia Anselmiana, fasc. 22—25.)

DIE STELLUNG OBERLOTHRINGENS IN DER AUSEINANDERSETZUNG ZWISCHEN KAISER UND PAPSTTUM *)

VON HANS-WALTER HERRMANN, SAARBRÜCKEN

Ein lothringischer Bischof, Hermann von Metz, hatte als einziges Mitglied des deutschen Episkopates Papst Gregor VII. zu seiner Wahl ein Huldigungsschreiben gesandt, Abt Walo von St. Arnulf zu Metz hatte den Neugewählten in warmen Worten beglückwünscht, ein lothringischer Adliger, Herzog Gottfried der Bärtige von Niederlothringen, hatte dem Papst Alexander II. mehrfach Waffenhilfe geleistet, und in Lothringen war schließlich jene Markgräfin Mathilde von Tuszien reich begütert, die in vier Jahrzehnten stets tatkräftig für die päpstlichen Belange eintrat. Es scheint also nicht unberechtigt zu untersuchen, ob in Lothringen die kirchlichen Reformbestrebungen wirklich so tatkräftig Unterstützung fanden, wie dies die eben erwähnten Tatsachen anzudeuten scheinen. Auf ein geschlossenes und gut organisiertes Reichsgut konnte sich die kaiserliche Macht bei der bevorstehenden Auseinandersetzung mit dem Reformpapsttum in Lothringen ohnehin nicht stützen. Zwar hatten die Ahnen der salischen Könige und Kaiser einst im Blietal und mittleren Saartal gesessen; aber seit dem 9. Jahrhundert hatte sich der Schwerpunkt ihrer Macht nach Osten verlagert, nur das Kloster Hornbach am Westrande des Pfälzer Waldes erinnerte an ihr altes Herkunftsland. Der geschlossene Komplex des Königslandes um Kaiserslautern reichte bis zum Westrande des Landstuhler Bruches, und Güter um die spätere Reichsfeste Kirkel stellten eine lose Verbindung mit den Resten des alten karolingischen Gutes an der Saar her, von dem nur Wadgassen und Rechte im Warndt übrig geblieben waren. Dieser alsalsische Besitz war durch die Mitgift der Adelheid, der Mutter Kaiser Konrads II., die aus dem oberlothringischen Herzogshaus stammte, vermehrt worden (z. B. Güter um Lockweiler am Südrande des Hochwaldes), Kaiser Heinrich III. hatte jedoch Teile dieses Heiratsgutes wieder verschenkt. Von der Saar bis zur Reichsgrenze an der Maas läßt sich für das Stichjahr 1075 kein unmittelbar dem König unterstehender Grundbesitz mehr nachweisen, Schenkungen Heinrichs III. und des jungen Heinrich IV. hatten die Reste des merowingischen und karolingischen Gutes in diesem Raum an Klöster und Laien, insbesondere an das St.-Marien-Magdalenen-Stift zu Verdun, gebracht. Somit zeigte das Land westlich des Pfälzer Waldes ein wesentlich anderes Bild als die Gegend zwischen der Haardt und dem Rhein, wo der Schwerpunkt der salischen Königsmacht lag. Während es in der Pfalz neben dem König kaum konkurrierende weltliche Gewalten gab, hatten in dem westlich angrenzenden Gebiet große Adelsgeschlechter, vor allem die Grafen von Bar-Mömpelgard, die Herzöge v. Lothringen, die Grafen vom Saargau und die Grafen von Metz-Lunéville umfangreichen Besitz in ihre Hände gebracht, so daß König Heinrich IV. sich in seiner oberlothringischen Politik lediglich auf die Reichskirche stützen konnte¹⁾. Im Bistum Metz regierte seit Anfang des Jahres 1075 Bischof Hermann, der zwar nicht aus dem Metzger

*) Siehe die Übersichtstafel über die genealogischen Zusammenhänge im Anhang.

Sprenkel stammte, bei dessen Wahl aber die nach dem kanonischen Recht erforderliche Zustimmung (*laudatio et acceptio*) des Volkes und des niederen Klerus eingeholt worden war. Den Verduner Bischofsstuhl hatte schon seit 1046 Bischof Dietrich inne. In Toul saß seit 1069 Bischof Pibo, der vor seiner Wahl Domherr zu Halberstadt und 1068/69 Kanzler Heinrichs IV. gewesen war und an dessen Wahl später Anstoß genommen wurde, ohne daß man ihm aber die Anwendung simonistischer Mittel bei seiner Wahl nachweisen konnte.

Die Haltung Oberlothringens in der Zeit, die man gemeinhin als Periode des Investiturstreites bezeichnet, läßt sich in fünf Phasen einteilen, deren erste von der Reichsversammlung von Mainz im Januar 1076, wo die Absetzung Papst Gregors VII. ausgesprochen wurde, bis zum Scheitern der Ausgleichverhandlungen zwischen Heinrich IV. und dem Gegenkönig Rudolf v. Rheinfelden im April 1078 durch die Stellungnahme der lothringischen Gewalten zugunsten der einen oder der anderen Partei gekennzeichnet ist und an deren Ende uns Bischof Hermann von Metz als Führer der gregorianischen und Bischof Dietrich von Verdun als Haupt der königlichen Partei entgegentreten; eine zweite Phase, während der die Macht des Kaisers ständig im Steigen begriffen ist und die mit der Einsetzung eines Gegenbischofes in Metz im Frühjahr 1085 den Höhepunkt der kaiserlichen Macht in Oberlothringen darstellt; eine nun folgende dritte Phase, die des langsamen, aber stetigen Niederganges des kaiserlichen Einflusses bis zum Tode Kaiser Heinrichs IV. am 7. August 1106, eines Niederganges, dessen Ursachen in dem Eingreifen des deutschen Mönchtums zugunsten der Reformideen und in der Persönlichkeit des kaiserlichen Gegenbischofes in Metz, Bruno von Calw, liegen; eine vierte Phase, die bis 1114 andauert, in der der Anhang der Salier in Oberlothringen bedeutend zunimmt, anfangs bedingt durch die kirchenfreundliche Haltung Heinrichs V., dann durch die geschickte Wahl von Gegenbischofen, schließlich durch seinen erfolgreichen Feldzug gegen Rainald von Bar im Spätherbst 1113; eine fünfte und letzte Phase, in der die Stellung Heinrichs V. durch seine Niederlage am Welfesholz bei Mansfeld im Februar 1115 und durch die Opposition Erzbischof Adalberts von Mainz geschwächt wird, in der aber nun die Reichsstädte Metz und Verdun für die kaiserlichen Interessen gegen ihre bischöflichen Stadtherren eintreten und die mit dem Wormser Konkordat am 23. September 1122 ihren Abschluß findet.²⁾

Es soll nun im Folgenden nicht der Versuch unternommen werden, das eben aufgerichtete Gerüst durch eine chronologische Darstellung der Geschehnisse im oberlothringischen Raum auszufüllen, sondern wir wollen nur der Parteinahme einiger großer Adelsgeschlechter unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Unter den weltlichen Fürsten Lothringens fand der König bei Herzog Gottfried dem Buckligen von Niederlothringen die wirksamste Hilfe. Entgegen der Politik seines Vaters und entgegen dem Willen seiner Gattin, der Markgräfin Mathilde von Tuszien, trat er entschieden für die königlichen Belange ein. Um so schwerer traf die Nachricht von seiner Ermordung im Frühjahr 1076 den König; denn dadurch erhielt Mathilde direkte Verfügungsgewalt über die Güter ihres Gatten zwischen Maas und Mosel, die sie nun zum Vorteil der gregorianischen Partei verwenden konnte. In den beiden ersten Jahren nach Gottfrieds Ermordung wurde sie von Bischof Dietrich von Verdun bei der Erhaltung dieser Güter tatkräftig unterstützt,

mit dessen wachsender Annäherung an den Kaiser lockerte sich seine Verbindung zu Mathilde, die schließlich die Obhut über ihren lothringischen Besitz dem Bischof Hermann von Metz übertrug.

Herzog Dietrich von Oberlothringen finden wir im Heere Heinrichs IV., als dieser 1078 die Stadt Metz überrumpelte und den ihm feindlich gesinnten Bischof Hermann daraus vertrieb. Er besetzte einen Teil des Bistums, wurde deshalb von Hermann und von Papst Gregor VII. gebannt und schloß danach Frieden mit der Reformpartei, um vom Banne gelöst zu werden. Die Fäden zum Kaiser ließ er dennoch nicht abreißen, im Februar 1102 finden wir ihn noch in dessen Umgebung.

Auch Graf Sigebert vom Saargau stand auf der königlichen Seite und wurde 1080 durch Übertragung des königlichen Gutes Wadgassen belohnt. Da Sigebert nicht nur über beträchtlichen Besitz im Saar- und Bliesraum (etwa die späteren Grafschaften Saarbrücken und Ottweiler), im lothringischen Salzgebiet um Mörsberg und Linder und über die spätere Herrschaft Rixingen verfügte, sondern auch Ochsenstein, Greifenstein, Frankenburg und Werd im Unterelsaß sein Eigen nannte, war seine Stellungnahme für Heinrich besonders entscheidend, weil dadurch die Stellung der Königspartei im Elsaß gesichert wurde, wo schon Friedrich von Staufen, seit 1079 Herzog von Schwaben, Schwiegersohn Heinrichs IV., und Bischof Thietmar (1078–1082), dann Bischof Otto von Straßburg (1082/84–1100), ein Bruder des Herzogs von Schwaben, zum König hielten. 1077 war bereits Sigeberts Bruder Winither zum Abt der Reichsabtei Lorsch ernannt worden. Als dann am 29. September 1085 in Worms der kaiserliche Gegenbischof Thietmar gestorben war, trat um die Jahrhundertwende Winither von Saarbrücken an seine Stelle. Der ihm wenig günstig gesinnte Lorsch Chronist schildert ihn als einen hochfahrenden, auf seine adelige Herkunft stolzen Herrn, der mit seiner bisherigen Stellung nicht zufrieden, nach hohen Ehren geize, die Mittel der Abtei zur Erreichung persönlicher Ziele verwende und der seine Erhebung zum Bischof nur auf simonistischem Wege erreicht haben sollte. Durch Zuwendungen Lorsch Besitzungen (Brumath im Unterelsaß) stärkte er die Stellung seines Bruders. Obwohl die gregorianische Partei ihren führenden Mann verlor und auf dem Schlachtfelde Rückschläge erlitt, — im Mai 1085 war Gregor VII. in Salerno gestorben, im Mai 1086 kam erst die Wahl eines Nachfolgers zustande, der sich in Rom aber nicht halten konnte, im Frühjahr 1088 brach der sächsische Aufstand in sich zusammen, im September 1088 fand der Gegenkönig Hermann von Luxemburg bei der Belagerung einer lothringischen Burg den Tod, — breitete sich das Gedankengut der Reform, nicht zuletzt dank den Bestrebungen der Mönche des Klosters Hirsau an der Nagold im westlichen Württemberg, stets weiter aus. Nahezu vierzig deutsche Klöster wurden von ihnen reformiert, darunter auch die Abteien Mettlach und Hornbach. Auch Bischof Winither von Worms war von dieser geistigen Strömung ergriffen worden. Nach einem vorübergehenden Aufenthalt in Hirsau kehrte er im Frühjahr 1088 nach Lorsch zurück, um dort die strenge Hirsauer Regel einzuführen, stieß aber dabei auf den zähen Widerstand der Mönche, so daß er auf seine Abtswürde verzichtete und unverrichteter Dinge nach Hirsau zurückkehren mußte,³⁾ nachdem er den Bischofsstab schon früher niedergelegt hatte. Das Verhältnis des Kaisers zum Grafen Sigebert änderte sich anscheinend nicht wesentlich, denn im Jahre 1089 finden wir ihn in der Umgebung Heinrichs IV. in Metz.

In dem nun folgenden Jahrzehnt übernahm sein Neffe Adalbert, ein Sohn des Grafen Sigebert, die geistige Führung der Saargaugrafen, deren Besitz nun allerdings in eine elsässische und eine lothringische Gruppe aufgespalten wurde: Graf Friedrich erhielt die Güter diesseits der Vogesen, sein Bruder Sigebert die elsässischen Besitzungen, die Herrschaft Rixingen und Anteile im Salzgebiet. — Adalbert, zunächst Propst von St. Cyriakus zu Worms, schloß sich an den jungen Heinrich an, der sich 1104 gegen den kaiserlichen Vater empörte und der ihn zu seinem Kanzler und 1109 zum Erzbischof von Mainz ernannte. Eine rücksichtslose Territorialpolitik zugunsten des Erzbistums Mainz auf Kosten des pfälzischen Reichsgutes führte eine Entfremdung zwischen Heinrich V. und Adalbert, seinem einstigen Freund und Ratgeber, herbei, die mit der Gefangennahme Adalberts im November 1112 aller Welt kund wurde. Drei Jahre später zwang die Mainzer Stadtbevölkerung den Kaiser zur Freilassung seines Gefangenen. Am 13. Dezember erfolgte in Speyer die Aussöhnung zwischen Adalbert und Heinrich V. Als Geiseln stellte er u. a. seine Neffen, die Söhne seiner Brüder. Doch der Bruch zwischen beiden war zu tief gewesen, und der geistliche Fürst hatte zu Schweres in den drei Jahren gelitten, als daß ein Vergessen möglich gewesen wäre. So wurde schon bald danach Adalbert zum Haupt der innerdeutschen-antikaiserlichen Opposition, der sich auch seine Brüder, Bischof Bruno von Speyer und die Grafen Friedrich von Saarbrücken und Sigebert vom Elsaß anschlossen. Adalbert und Bruno folgten nun der Politik, die einst Winther von Worms durch die Vergabung Brumaths an seinen Bruder schon vorgezeichnet hatte: nämlich die Stärkung ihres Stammhauses durch Zuwendungen aus Bistumsbesitz. Die Vogteien über die Klöster Hornbach, Limburg, Lambrecht, über St. Peter und St. Alban zu Mainz und St. Paul in Worms und vielleicht auch jene Güter, die am Ende des Jahrhunderts die Herren von Bolanden als saarbrückische Lehen besaßen. So hatte also in der letzten Phase des Investiturstreits das Saarbrücker Grafenhaus gegen den Kaiser Stellung genommen, nicht überzeugt von den Argumenten der Reformpartei, sondern durch die Machtgier Adalberts dazu getrieben, der selbst nach dem Wormser Konkordat sich nicht mit dem Kaiser aussöhnte. Zwar verzichtete er in den folgenden Jahren auf eine bewaffnete Erhebung, und seine Verwandten näherten sich wieder dem Kaiser, aber als sich die Frage nach dem Nachfolger Heinrichs V. stellte, zeigte sich in aller Entschiedenheit seine tiefe Abneigung gegen den Salier und die ihm verwandten Staufer. Durch die Heirat Herzog Friedrichs II. von Schwaben mit Agnes von Saarbrücken am Anfang der dreißiger Jahre wurde eine Verbindung angebahnt, die durch die Besetzung des Mainzer Erzstuhles mit Adalbert II. v. Saarbrücken (1138–1141) und die Übertragung der Vogtei über die Stadt Worms an Graf Simon I. die Saarbrücker Stellung im Oberrhein-Raume verstärkte.

Im März 1093 wurde Bischof Poppo von Metz, der bisher die Konsekration durch den kaiserlichen Erzbischof Egilbert von Trier abgelehnt hatte, von Erzbischof Hugo von Lyon, dem Führer der radikalen Gruppe innerhalb der Reformpartei, geweiht, den Abt Jarento von Dijon für ein direktes Eingreifen in Lothringen gewonnen hatte. Hugo kam mit seinen Suffraganbischöfen Landrich von Mâcon und Robert von Langres selbst nach Metz und vollzog die Weihehandlung an Poppo. — Im folgenden Jahr begab sich der neue Bischof von Verdun, Richer, nach Lyon, um hier gleichfalls die Weihe einzuholen. Abt Rudolf von St. Vannes, der von

Bischof Dietrich von Verdun, jenem eifrigen Parteigänger des Kaisers, aus der Bischofsstadt an der Maas vertrieben worden war und in Dijon Aufnahme gefunden hatte, begleitete ihn.

Diese direkte Verbindung zwischen dem burgundischen und lothringischen Klerus veranlaßt uns, auch den genealogischen Verbindungen des lothringischen Adels zum burgundischen Raume nachzugehen, insbesondere der Verwandtschaft der Grafen von Bar=Mömpelgard, die durch ihre Familienbeziehungen ganz klar der gregorianischen Seite zugewiesen werden müssen. Das Haupt dieser Familie war in den beiden ersten Jahrzehnten der Auseinandersetzung zwischen Kaiser- und Papsttum ein Graf Ludwig, Gemahl einer Schwester (Sophie) der Markgräfin Beatrix von Tuszien, er nannte sich nach Mömpelgard am Doubs, verfügte aber gleichzeitig über Besitzungen an der Maas, um Bar=le=Duc und Commercy, zu beiden Seiten der Mosel mit den Schwerpunkten Amance und Pont-à-Mousson, über die Vogtei der Güter des Klosters St. Denis westlich des oberen Saartals, über das Priorat Ensmingen, über Eppelborn als Verdun'sches Lehen und über einen umfangreichen Güterkomplex im unteren Elsaß, den er teils seiner Tochter Mathilde, der Gattin des Grafen Hugo VIII. vom elsässischen Nordgau, als Mitgift überlassen, teils seinem Sohn Friedrich von Lützelburg gegeben hatte. Letzterer hatte insbesondere Güter östlich Bitsch um Falkenstein und zu beiden Seiten des Zorndurchbruches erhalten, so daß er dadurch die wichtige West-Ost-Verbindung Champagne — Mittleres Moseltal — Oberrhein kontrollieren konnte. Bedeutsamer war jedoch seine Stellung in Oberitalien, er hatte sich mit Agnes, der Enkelin der mannhaften Markgräfin Adelheid von Susa, vermählt, deren ohnehin nie enge Beziehungen zu ihrem kaiserlichen Schwiegersohn sich nach dem Tode ihrer Tochter Bertha († 1087) weiterhin gelockert hatten. Der Gemahl ihrer Enkelin, Graf Friedrich von Lützelburg, war weit bestimmter für die päpstlichen Interessen eingetreten, so daß Bernold ihn als einen der unermüdlichen Vorkämpfer des Papsttums rühmt, den Papst Gregor VII. und Bischof Anselm von Lucca hoch geschätzt hatten. Er starb am 29. Juni 1091, am 19. Dezember des gleichen Jahres folgte ihm Adelheid. Somit stellte sich die Nachfolgefrage in diesem wichtigen Gebiet, dessen Bedeutung vor allem darin lag, daß von ihm aus, aus Turin und Susa, aus Ivrea, aus Saluzzo und Pinerolo die Wege über die Alpenpässe und von Asti her die Straße nach Genua beherrscht werden konnten. Es konnte der Lage der Reformpartei in Lothringen nur zuträglich sein, wenn einer ihrer Fürsten in Norditalien derart wichtige Gebiete erwarb. Als Erbe hatte Adelheid ihren Urenkel Peter von Lützelburg ausersehen, aber es gelang dem Kaiser, diesen Plan zu durchkreuzen und dieses Gebiet seinem Sohn Konrad zu sichern. Der bald darauf erfolgende Abfall Konrads vom Vater vereitelte den kaiserlichen Plan, die burgundischen Alpenpässe fest in seine Hand zu bekommen, konnte aber auch nicht die eben erwähnte Stärkung der päpstlichen Partei in Lothringen herbeiführen. — Beatrix, eine Tochter des Grafen Ludwig von Bar=Mömpelgard, war mit dem Herzog von Zähringen vermählt. — Ein weiterer Sohn, Graf Dietrich von Mömpelgard, vermählte sich mit Ermenberta, einer Tochter des Grafen Wilhelm von Burgund, Schwester der Erzbischöfe Hugo III. von Besançon und Guido von Vienne (später Papst Calixt II.). Wenn 1085 Bischof Hermann von Metz nach seiner Vertreibung aus der Stadt sich in deren Umgebung halten konnte, so mag es erlaubt sein, seine

Stütze in eben diesem Geschlecht der Grafen von Bar=Mömpelgard zu sehen, bei dem auch die dem barischen Gebiet nahe gelegene Abtei Gorze sicher Hilfe fand. — Eine weitere lothringische Adelsgruppe, die zwar nicht Heinrich IV. bekämpfte, aber dem Ruf Urbans II. Folge leistete, können wir aus den Verzeichnissen der Teilnehmer am ersten Kreuzzug herauslösen, es begegnen uns da die Brüder Peter und Rainald, Grafen von Toul, Dodo von Conz, Heinrich und Gottfried von Esch aus der Trierer Diözese, die sich dem Heere Gottfrieds von Bouillon anschlossen. Nachrichten in der Zimmerschen Chronik aus dem 16. Jahrhundert, wonach auch zwei Grafen von Saarwerden, ein Graf von Salm und ein Graf von Zweibrücken sich im Kreuzheer befunden hätten, entbehren der Glaubhaftigkeit.

Heinrich Witte hat ⁴⁾ vor 60 Jahren ein Grafengeschlecht untersucht, das heute kurz unter dem Namen „die Grafen von Metz=Lunéville“ zusammengefaßt wird und aus dem die Grafen von Blieskastel, die Grafen von Metz, die Grafen von Lützelstein, wahrscheinlich auch die Grafen von Saarwerden und die Grafen von Homburg hervorgingen. In den ersten drei Phasen ist nur eine Aufspaltung in zwei Zweige erkennbar, in die Grafen vom Bliesgau und die Grafen von Metz. Während über das Verhalten der Grafen vom Bliesgau im Investiturstreit alle Quellen fehlen, finden wir Graf Folmar von Metz 1078 bei Heinrichs IV. Zug gegen Bischof Hermann im königlichen Heere. Am 1. Mai 1090 bemerkt man ihn bei den Feierlichkeiten anlässlich der Überführung der Gebeine des hl. Clemens, des ersten Metzzer Bischofes, die Bischof Hermann von Metz vornehmen ließ. Der Übertritt des Grafen Folmar ins päpstliche Lager dürfte durch das Einwirken seines Bruders erreicht worden sein, der als Hirsauer Mönch 1089 durch Vermittlung des Abtes Wilhelm von Hirsau Abt von St. Georgen im Schwarzwald geworden war. — Im Frühjahr 1106 weilten lothringische Gesandte, darunter Graf Peter von Toul, Arnulf von Apremont und Graf Folmar von Metz, am toskanischen Hof bei Markgräfin Mathilde, die die Gründung des Stiftes Pierremont in der Toulser Diözese bestätigte. Im gleichen Jahr übergab jener Graf Folmar seinem Bruder Dietger, Abt von St. Georgen, sein Gut Lixheim, nördlich Saarbürg, um dort ein Benediktinerpriorat einzurichten, das direkt St. Georgen unterstehen sollte, ebenso wie die Abteien Vergaville bei Dieuze, St. Johann bei Zabern und das Priorat Graufthal bei Saarbürg. Folmar und seine Verwandten betrieben zusammen mit dem Metzger Archidiakon und Propst von St. Arnual, Albero, die Wahl Dietgers zum Bischof von Metz, er war nach dem Scheitern des Ausgleiches zwischen Heinrich V. und Papst Paschalis II. als Führer der geistigen Opposition in Deutschland hervorgetreten. Der päpstliche Legat Kuno von Praeneste, der im Jahre 1117 in Reims eine Synode abhielt, beauftragte Albero, eine Neuwahl in Metz zu veranlassen, die jedoch nicht in Metz selbst, sondern nur in einer Kirche am Rande der Diözese stattfinden konnte, wo dann die Wahl Dietgers erfolgte. — Die Stadt Metz, die wie Verdun getreu zum Kaiser hielt, beschloß diejenigen, die Dietger anerkennen würden, mit Verlust ihrer Habe aus der Stadt zu vertreiben. Selbst das Einschreiten Papst Gelasius II., der bis zur Anerkennung Dietgers das Interdikt über die Stadt verhängte, vermochte die Bevölkerung nicht umzustimmen. Dietger gelang es nie trotz aller Anstrengungen, Metz unter seine Botmäßigkeit zu bringen, dagegen fand er in dem unmittelbar vor den Mauern der Stadt gelegenen Kloster

St. Clemens, in Gorze und in Mauersmünster nachweislich Anerkennung. Am 29. April 1120 starb er in Cluny, fern seinem Bischofssitze, den er nicht einmal mit Hilfe seiner Verwandten hatte in Besitz nehmen können. Er war ein eifriger Bekenner der strengen Reformideen gewesen; aber der Versuch, durch diesen Mönch im Metzser Bistum Erfolge für die päpstliche Partei zu erzielen, war gescheitert. Papst Calixt II. bestimmte deshalb einen Nachfolger, der in Anlehnung an eine starke Territorialmacht besser die Ziele der Kurie verwirklichen konnte, nämlich seinen Neffen Stephan von Bar. Schon 1113 und 1114 hatte sich dessen Bruder, Graf Rainald von Bar, zum Vorkämpfer der päpstlichen Sache gegen Richard von Verdun gemacht. Wieviel mehr würde er nun seinen Bruder im Besitz seines Bistums unterstützen. Aber nicht allein der Graf von Bar war ein Verwandter Stephans, sondern auch die Grafen Peter und Rainald von Lützelburg und die Grafen von Mömpelgard und Pfirt, denen bei einer Erbteilung Amance im lothringischen Raume zugefallen war. Stephans erste Aufgabe bestand in der Revindikation des Metzser Bistumsbesitzes, der fast vollständig, mit Ausnahme des Gebietes um Remelach, von den größeren und kleineren Herren der Umgegend annektiert worden war, dabei war weniger die Parteinahme für oder gegen die Reformpartei und ihren jeweiligen Vertreter in Metz maßgebend gewesen, als die Verlokung, sich aus den Gütern eines ungeordneten und zerrütteten Gebietes zu bereichern. Es sei hier erlaubt, die Vermutung auszusprechen, daß auch die Abtei Neumünster, die 1005 als Metzser Lehen und um 1200 als Allod der Grafen von Saarbrücken erwähnt wird, in der damaligen Zeit dem Bistum entfremdet wurde.

Am 23. September 1122 erfolgte in Worms der Friedensschluß zwischen Kaiser und Papst im Sinne der gemäßigten kirchlichen Richtung. Der König verzichtete auf die Investitur, dafür sollten die Wahlen in Gegenwart des Königs oder seines Bevollmächtigten stattfinden. Diese Gegenwart des Königs gewährte keine bestimmten rechtlichen Befugnisse, gab ihm aber in der Praxis die Möglichkeit, seinen Einfluß geltend zu machen. Der Gewählte sollte mit den Regalien belehnt werden, ehe er die Weihe empfangen hatte⁵⁾. Die Rechte des Königs am Reichskirchengut waren also genügend gewahrt. Die Wahl erfolgte durch das Domkapitel, in dem die jüngeren Söhne der großen Adelsgeschlechter saßen, so daß nun der König vor allem mit der Konkurrenz der landesherrlichen Gewalten bei den Bischofswahlen rechnen mußte. In Lothringen lagen die Grafen von Bar und die Herzöge von Lothringen um die Besetzung der Bistümer im Wettbewerb, es ist dies ein Teil der großen Spannung Lothringen=Bar, die die Stellungnahme des gesamten oberlothringischen Raumes zu den Staufern maßgeblich beeinflussen sollte.

Bei der Neuwahl nach dem Tode Papst Hadrians IV. (1. September 1159) kam der Zwist im Kardinalskollegium, in dem sich eine sizilische und kaiserliche Partei gegenüberstanden, zum Ausbruch: jene wählten am 7. September den bisherigen Kanzler Roland, diese den Kardinal Oktavian, der dem kaiserfreundlichen Feudalgeschlecht der Monticelli angehörte. Roland war von der Majorität gewählt, aber Oktavian wurde als erster immantiert und inthronisiert, Roland dagegen früher konsekriert. Er nannte sich Alexander III., Oktavian Viktor IV., beide suchten durch Sendschreiben Anerkennung zu erlangen. Alexander, dem die Zustimmung Siziliens, Mailands und seiner Verbündeten gewiß war, hoffte besonders

den französischen und englischen Klerus zu gewinnen; auch in Deutschland knüpfte er mit Eberhard von Salzburg Verbindung an. Viktor wandte sich hauptsächlich an den deutschen Klerus. In des Kaisers Interesse lag es, das Schisma so rasch wie möglich zu beseitigen. Seine Politik hatte glänzende Erfolge davongetragen, nicht zum wenigsten durch die Einigkeit, die zwischen ihm und seinem Klerus und in diesem selbst herrschte, jeder Zwist konnte hier von schwerwiegenden Folgen werden. Zugleich aber mußte die Beilegung geschehen in einer Art, wie sie seiner hohen Auffassung des Kaisertums entsprach: das ganze Abendland lud er daher zu einer Kirchenversammlung nach Pavia auf den 13. Januar 1160; unter seiner Führung sollten die Völker des Westens denjenigen als den rechtmäßigen Papst anerkennen, den das Urteil rechtgläubiger Männer als solchen bezeichnete. Viktor erklärte seine Einwilligung, Alexander, getreu dem Grundsatz Gregors VII., wonach der Papst von niemanden gerichtet werden kann, verweigerte sie.

Am 11. Februar 1160 erklärte sich die Versammlung mit großer Mehrheit für Viktor IV., zwei Tage später wurde Alexander III. gebannt, der am 24. März als Antwort die Exkommunikation des Kaisers aussprach. So ist nun erneut die Frage nach der Stellungnahme Lothringens in diesem Zwist gestellt. Zwar war das kärgliche Reichsgut der Salier-Zeit westlich des Pfälzer-Waldes ganz verschenkt worden — daher hatte sich auch hier keine Reichsministerialität entwickelt. Dafür waren aber die großen Adelsgeschlechter durch Lehens- und Blutsbände mit dem Kaiserhaus verknüpft. Vor allem auf Herzog Matthias I. von Lothringen, der mit Bertha, der Schwester des Kaisers, vermählt war, stützte sich Kaiser Friedrich I. bei seiner lothringischen Politik. Friedrich Barbarossas Stiefmutter war eine Agnes von Saarbrücken. Die Grafen von Saarwerden hatten die Reichsfeste Kirell zu Lehen, verfügten über Rechte im südlichen Teil des Reichslandes um Kaiserslautern und waren ebenso wie die Grafen von Bar durch Beatrix von Burgund mit den Staufern verwandt. Die Grafen von Homburg saßen als Reichsvasallen am Westausgang des Landstuhler Bruchs und kontrollierten so die Straße Worms—Metz. Durch öftere Anwesenheit im kaiserlichen Gefolge hatten die genannten und andere Adelige ihre Zustimmung zur kaiserlichen Politik bekundet. Die Stellung der lothringischen Bischöfe war weitgehend den Einflüssen der großen Adelsgeschlechter des Landes angepaßt. In Toul handelte Heinrich von Lothringen, seit 1126 Bischof, in völliger Übereinstimmung mit den dem Staufer treuen Herzögen. Die Haltung des Metzser Bischofs Stephan von Bar war nicht derart klar, er hatte zwar zu König Konrad III. lebhaftere Verbindungen unterhalten, aber sein Verhalten zu Friedrich Barbarossa war weit kühler, doch trat auch er vorerst nicht offen für Alexander III. ein. Nach der Synode von St. Jean de Losne (August 1162) begann sich die Einigkeit im deutschen Episkopat zu lockern. Viktors Reise durch Lothringen — am 8. Oktober 1162 in Toul, am 27. Oktober 1162 in Metz — vermochte dies nicht zu ändern. Zuerst wurde der hochbetagte Stephan von Metz Viktor untreu, er ließ sich von Alexander absolvieren. Nachfolger wurde wohl nicht ohne Zutun Stephans sein Neffe Dietrich von Bar, bisher Primicerius von Metz. Um die Konsekration durch einen Viktorianer zu vermeiden, leitete er die Diözese als Electus und verzichtete auf die Konsekration. In Verdun stand Bischof Albert auf Viktors Seite, als kaiserlicher Legat war er sogar nach Spanien gezogen, um dort für die

Anerkennung Viktors zu wirken; aber er war seines Klerus nicht sicher und seiner Überzeugung nicht gewiß; denn als er zurückgetreten war, suchte er sich gerade das Kloster St. Vannes, das sich offen zu Alexander bekannte, als Aufenthaltsort aus. Sein Nachfolger Richard III. vermied wie Dietrich von Metz, sich durch Anhänger Viktors konsekrieren zu lassen. Doch war die Nichtanerkennung Viktors nicht gleichbedeutend mit einer Feindschaft gegen den Kaiser. Daß Dietrich III. von Metz Rücksicht auf den Kaiser nahm und nicht die äußersten Konsequenzen aus seinem Verhalten zog, ergibt sich schon daraus, daß er nicht die Konsekration durch einen Alexandriner erbat. Daß er aber als Herr der Temporalien gute Beziehungen zu Friedrich unterhielt, zeigen seine Anwesenheit am kaiserlichen Hoflager in Selz am 8. Juli 1163 und die Verpfändung seines weltlichen Besitzes in St. Trond an den Kaiser. Sein Nachfolger Friedrich von Pluviosa hatte direkte Beziehungen zu den Herzögen von Lothringen, und man darf wohl annehmen, daß bei seiner Wahl Friedrich I. indirekt beteiligt war. Nach seinem Tode (27. September 1173) wurde dann ein Sproß des lothringischen Herzoghauses auf den bischöflichen Stuhl erhoben, Dietrich IV., Sohn des Herzogs Matthäus von Lothringen und Neffe des Kaisers. Aber so wenig Dietrich III. in Feindschaft zum Kaiser getreten war, ebenso wenig standen Friedrich von Pluviosa und Dietrich IV. in scharfem Gegensatz zu Alexander III. Spricht doch Alexander von diesem als „*Fridericus bonae memoriae quondam Mettensis episcopus*“ und nennt jenen „*dilectus filius noster*“. Auch der neue Bischof von Toul, Peter von Brixey, stand mit keiner Seite in offenem Kampf.

Martin Preiss hat in seiner Untersuchung über die politische Tätigkeit der Zisterzienser im Schisma von 1159–77 dargelegt, daß sich aus der Anerkennung Alexanders III. durch das Generalkapitel durchaus nicht eine feindselige Haltung jedes Zisterzienserklosters gegen die Anhänger Viktors IV. ergab. In Lothringen finden wir nur zwei Zisterzen in unmittelbarem Verkehr mit Alexander III., Châtillon in der Diözese Verdun und Beaupré, nördlich von Lunéville in dem Toulser Sprengel. Weiler-Bettlach dagegen erhielt von Propst Wilhelm von St. Maria-Magdalena zu Verdun eine Schenkung in Anwesenheit Bischof Alberts, jenes aufrichtigen Viktorianers, der eben erst aus Spanien zurückgekehrt war. Als sich dann 1167 in der Haltung des Ordens zu Alexander eine Änderung zeigte, als an Stelle der bedingungslosen Parteinahme für Alexander immer deutlicher das Streben nach einem Ausgleich zwischen beiden Parteien trat, führte dieser Umschwung zur Annäherung der deutschen Zisterzienser an Barbarossa. Die Äbte Ortlieb von Eußerthal und Dieter von Maulbronn weilten am 26. November 1168 beim Kaiser. Aus dieser modifizierten Einstellung des Ordens heraus ist es zu verstehen, daß 1171 die Grafen von Saarwerden, als staufische Parteigänger, das von ihnen bei Wörschweiler gegründete Benediktinerpriorat dem Orden von Cîteaux übergaben und mit Mönchen aus Weiler-Bettlach besetzen ließen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß an dieser Umwandlung Mitglieder aus den burgundischen Zisterzienserkreisen beteiligt waren, nämlich Abt Pontius von Clairvaux und sein Prior Gerhard — der spätere Abt von Eberbach im Rheingau, — die am 5. Februar 1171 bei Friedrich I. in Kaiserslautern weilten. Auch Beaupré erbat sich im September 1171 ein kaiserliches Privileg. Die Behauptung von Preiss, daß für die übrigen lothringischen Zisterzen eine ablehnende Haltung zum Kaiser und den kaisertreuen Bischöfen in Metz, Toul und

Verdun anzunehmen sei, scheint mir etwas voreilig gefaßt zu sein, denn er stützt sich nur auf gedruckte Quellen. Die gut erhaltenen Archivbestände von Beaupré, Hohenforst und Weiler-Bettlach können neue Nachrichten über ihr Verhältnis zu den lothringischen Bischöfen liefern. Über die Stellungnahme anderer Orden sind wir noch weniger unterrichtet. St. Vannes zu Verdun hatte, getreu seiner alten Tradition, für Alexander Partei ergriffen. Das Leprosenhaus und St. Glossindis zu Metz sowie die Abtei Lubeln ließen sich von Viktor IV. Privilegien ausstellen, die Mönche von Mauersmünster wandten sich um die Abgrenzung der Rechte des Klosters und der Pfarrkirche an einem Legaten Viktors, den Kardinalpriester Umfried von St. Susanna. Die Benediktinerabtei Hornbach im Bliesgau erwarb eine Besitzbestätigung von Paschalis III., dem Nachfolger Viktors. Der Kaiser urkundete während des Schismas für das Prämonstratenserkloster Salival bei Châteaux-Salins, für das Priorat Lixheim bei Saarburg und für das St. Theobald-Stift zu Metz. Eine kirchenpolitische Opposition, die den Kaiser in seiner Entschlußfreiheit behindert hätte, gab es also in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts in Lothringen nicht. Ein kleiner Waffengang gegen den Grafen Simon I. von Saarbrücken im Jahre 1168, in dessen Verlauf vier saarbrückische Burgen zerstört wurden, hat seine Ursache nicht in einer Stellungnahme des Grafenhauses zugunsten Alexanders, sondern in der rücksichtslosen Territorialpolitik des Grafen. Die Verstimmung war jedoch nicht von langer Dauer. Einige Jahre später (1175) finden wir einen seiner Söhne im kaiserlichen Heere in Italien, ebenso einen Sproß der Grafen von Saarwerden. Unter dem lothringischen Adel zeichnete Barbarossa gerade sie aus, indem er den Grafen Ludwig den Älteren von Saarwerden 1177 und von 1186–88 als Legatus oder Justiciarius imperialis nach Burgund entsandte, wo ihm innerhalb der Grafschaft Burgund in erster Linie die höchsten richterlichen Befugnisse zustanden, aber auch die Verwaltung des Landes und politische Aufgaben oblagen. Durch dieses Amt in Burgund kam Ludwig mit Pfalzgraf Otto, dem drittältesten Sohne Barbarossas, in Berührung. Die Verbindung mit Otto blieb bestehen, als dieser durch die Ermordung des Grafen Amadäus von Mömpelgard (1195) und des Grafen Ulrich von Pfirt (1197) sich mit dem oberelsässischen Adel verfeindet. Ludwigs Stellungnahme ist umso bedeutender, als er durch seine Mutter mit den Ermordeten verwandt war. Es war dies eine jener Handlungen Ottos, die dem Ansehen der Staufer mehr schaden als ihre Macht erhöhten, insbesondere zu einer Zeit, als sich die Frage nach der Nachfolge Heinrichs VI. stellte. Unter der antistaufischen elsässisch-burgundischen Adelsgruppe tat sich Graf Albert von Dagsburg besonders hervor. Der Gegensatz zu Otto von Burgund und seine Verwandtschaft mit Berthold von Zähringen, der als Gegenkandidat in Aussicht genommen worden war, entfremdeten ihn Philipp von Schwaben. Am 13. Juli 1198 finden wir ihn in der Umgebung Ottos IV., durch seine Besitzungen Moha und Waleffe (Provinz Lüttich, Arrond. Huy) war er mit dem niederrheinischen Raum, wo Otto stärkeren Anhang hatte, verknüpft. Nach dem Waffenstillstand vom Juni 1199 zwischen Philipp und Pfalzgraf Otto einerseits und dem Bischof von Straßburg und Albert von Dagsburg andererseits scheint er sich aber Philipp angeschlossen zu haben. Papst Innozenz III. sprach in einem Schreiben vom 1. März 1201 davon, daß Albert nur äußerlich gezwungen der staufischen Partei angehöre und bestärkte ihn in der Treue gegen Otto. Doch blieb Alberts Übertritt, — wahrscheinlich

mit Rücksicht auf die Lage seiner Besitzungen im staufischen Kerngebiet, dem Elsaß, — endgültig. Innozenz III., der bei der Doppelwahl 1198 seine Hand nicht im Spiel gehabt und sich in der Anerkennung eines der beiden Prätendenten anfangs zurückgehalten hatte, sprach sich um die Jahreswende 1200/1201 für den Welfen aus und beauftragte den Kardinallegaten Guido von Praeneste, diese Entscheidung in Deutschland durchzusetzen. Obwohl Guido am 3. Juli 1201 den Stauferanhang bannte, obwohl Innozenz III. in einer Fülle von Briefen an die Reichsfürsten, den Klerus und die Reichsministerialität für die Anerkennung Ottos warb — auch Schreiben an die Grafen von Saarbrücken und Zweibrücken, an die Grafen von Dagsburg und Bar sind überliefert — hielt der lothringische Adel zu dem Staufer. Die Bischöfe von Metz, Toul und Verdun verwandten sich sogar für seine Anerkennung beim Papst. Die Grafen von Saarbrücken, Zweibrücken, Dagsburg, Lützelstein und Bitsch weilten in seinem Gefolge, die Klöster St. Dié, Stürzelbronn und Luxeuil erbaten sich Urkunden von ihm.

Schon zwei Jahre früher, am 29. Juni 1198, war zwischen Philipp von Schwaben und dem französischen König ein Bündnis abgeschlossen und dadurch der deutsche Thronstreit mit dem damals wieder ausbrechenden englisch-französischen Kriege verkoppelt worden. Die durch dieses Bündnis festgelegte Stellung König Philipp Augusts von Frankreich bestimmte die Parteinahme der Fürsten Lothringens für oder gegen Philipp weit stärker als das Eintreten Innozenz III. Dem staufisch-kapetingischen Bündnis stand seit altersher die welfisch-angiovinische Freundschaft gegenüber. Graf Theobald von Bar war durch seine Eheverbindung mit Ermesinde, der Tochter Heinrichs d. Blinden von Luxemburg, in die niederländische Territorialpolitik und damit in die englische Interessensphäre eingetreten. Am 26. Juli 1199 hatte er in einem Bündnis sich zur Unterstützung des Grafen Balduin von Flandern gegen den französischen König und gegen Philipp von Schwaben verpflichtet. Am 19. August erhielt er von König Johann von England ein jährliches Rentenlehen von 250 Pfd. Sterling. Durch das Kriegsglück Philipp Augusts und die wachsende Anerkennung Philipps sah sich Theobald veranlaßt, das englische Lehen aufzugeben und sich Philipp August zu nähern, eine Annäherung, die ihm im Jahre 1208 in einem Konflikt mit Herzog Friedrich II. von Lothringen sehr nützlich sein sollte.

Philipp August wollte in diesem Streit zugunsten von Bar vermitteln, aber Philipp von Schwaben, der für den ihm verwandten Herzog eingetreten war, hatte die Friedensbedingungen Philipp Augusts zurückgewiesen. Ehe er jedoch Waffenhilfe leisten konnte, wurde er in Bamberg ermordet. Um sich aus der Gefangenschaft zu lösen, mußte sich Friedrich von Lothringen zu einem nachteiligen Frieden bequemen, in dem unter anderem festgesetzt wurde, daß er Bürgschaft von *dem* deutschen König bringen sollte, der dem Grafen von Bar genehm sei. Der Vertrag nennt nur den Grafen von Bar, dem der neue König genehm sein solle, er meint aber den französischen König, der damit einen Reichsfürsten zugunsten der Kandidatur Heinrichs von Brabant beeinflussen wollte, den er als Gegenkönig gegen den Welfen ins Auge gefaßt hatte. Heinrich von Brabant fühlte sich durch die geplante Heirat Ottos IV. mit einer Tochter Philipps von Schwaben in seiner Ehre gekränkt, weil sich Otto vorher mit Maria von Brabant verlobt hatte. Doch eher als man ahnen konnte, wurde nun Otto IV. auch von der staufischen Partei anerkannt. Die Grafen von Saarbrücken, von Zweibrücken und die Herzöge von Lothringen finden wir an seinem Hoflager, der fast erblindete

Bischof Bertram von Metz hielt sich dagegen zurück, weil einst Heinrich der Löwe, der Vater des Welfenkaisers, ihn um das Erzbistum Bremen gebracht hatte. Als aber der junge Friedrich von Sizilien die Hand nach der deutschen Königskrone ausstreckte, strömte ihm bald der Staufenanhang in Schwaben und am Oberrhein zu. Allen voran stellte sich Herzog Friedrich II. von Lothringen in den Dienst der Sache seines Verwandten. Seinen Truppen gelang es vor allem, das von der welfischen Partei besetzte Hagenau zur Übergabe zu zwingen. Friedrich lohnte ihm diesen Dienst mit 1000 Mark Silber und durch Belehnung mit dem staufischen Rosheim im Elsaß. Durch Lothringen zogen Herzog und König an die Reichsgrenze⁶⁾, wo bei Vaucouleur (19. Nov. 1212) das staufisch=kapetingische Bündnis erneuert wurde. Wo der Glanz des staufischen Namens und der Zauber der Jugend Friedrichs noch nicht gewirkt hatten, sollte nun französisches Geld nachhelfen. Unterdessen suchte König Johann von England die Macht des Welfen für den bevorstehenden Entscheidungskampf zu stärken. Am 24. Mai 1212 hatte er die Grafen Theobald und Heinrich von Bar nach England geladen. Da sich Südwestdeutschland derart schnell für den jungen Staufer entschieden hatte und auch Frankreich mit ihm paktierte, schlug Bar das englische Anerbieten aus, stellte sich gegen den Welfen und nahm an den Beratungen im April 1213 in Soissons über den Feldzug gegen den König Johann Ohneland teil. Auch die übrigen Grafen fanden rasch Anschluß an Friedrich, der seinem Kanzler Konrad von Scharfenberg, Bischof von Speyer, mit Genehmigung des Papstes Metz als zweites Bistum übertrug. Im Herbst 1212 starb Herzog Friedrich II. von Lothringen, dessen Sohn Theobald – wahrscheinlich durch die Stellungnahme des Hauses Bar in dem deutschen Thronstreit veranlaßt, das im französischen Lager stand, – nahm an der Schlacht von Bouvines auf der welfischen Seite teil. Der Ausgang des Kampfes zwang den Herzog, die Verzeihung des Staufers zu suchen, die ihm auch zuteil wurde, und den Ausgleich mit Bar anzustreben. Nachdem Ottos Einfluß ausgeschaltet war, wurde das Eingreifen der Staufer in Lothringen – abgesehen von der Städtepolitik Heinrichs (VII.) – durch die jeweilige Mähtekonstellation, die beim Anfall des Dagsburger Erbes entstand, bestimmt. Herzog Theobald von Lothringen hatte die einzige Erbin des Grafen Albert von Dagsburg geheiratet und damit dessen ansehnlichen Besitz geerbt, der in mehreren großen Teilstücken zerstreut zwischen Maas und Vogesen lag, mit den Gebieten um Girbaden und Egisheim das mittlere Breuschtal und das obere Illtal beherrschte und sich trennend zwischen das staufische Hausgut im Elsaß schob. Diese Verschiebung der Machtverhältnisse im Elsaß hatte vielleicht König Friedrich II. bewogen, dem Herzog Theobald das Lehen Rosheim zu entziehen. War dadurch schon eine Verstimmung des Lothringers herbeigeführt worden, so trug noch ein anderer Umstand dazu bei. Theobalds Oheim Matthäus, der wegen Laster, Verschwendung und Blutschande (?) der Bischofswürde von Toul entkleidet worden war, hatte seinen Nachfolger Bischof Reginald ermorden lassen. Friedrich II. und Philipp August mahn-ten den Herzog, mit Strenge gegen die Mörder einzuschreiten, widrigenfalls Theobald selbst als Mitwisser des Verbrechens verdächtig erscheine. Bei einer zufälligen Begegnung mit seinem Oheim, der ihn um Verzeihung bitten wollte, durchbohrte er ihn mit der Lanze. Aus Groll, daß man ihn der Mitwisserschaft halb und halb bezichtigt hatte und aus Zorn über den Verlust Rosheims und über die Einmischung Friedrichs in die Händel der

Champagne zum Schaden Errards von Brienne, mit dem sich Theobald verbündet hatte, ließ er sich zur gewaltsamen Rückeroberung Rosheims hinreißen. Unterstützung fand er bei dem Bischof von Straßburg, der gleichfalls seine Interessen durch die staufische Hausmachtspolitik im Elsaß gefährdet sah. In einer raschen Gegenaktion warf König Friedrich im Bunde mit Blanka von Champagne und Heinrich von Bar den aufsässigen Lothringer nieder. Leider sind uns nur die Friedensbedingungen zwischen Theobald und Blanka bekannt. Er mußte in die Lehensabhängigkeit von Champagne zurückkehren ⁷⁾ und zustimmen, daß die Lehen, die der Graf von Bar und der Herr von Lafauche bisher von ihm hatten, nun von Champagne zu Lehen führen sollten. Bei diesem Friedensschluß war der Staufer offenbar bestrebt, sich in seiner oberrheinischen Territorialpolitik gegen den feindseligen und unzuverlässigen Herzog von Lothringen auf das Haus Champagne zu stützen, das seit den Vorfällen von St. Jean de Losne einige Burgen vom Reich zu Lehen trug. ⁸⁾

Friedrichs Politik, die einen deutschen Fürsten dem Willen eines französischen Barons unterwarf, diente nicht dem Vorteil des Reiches, aber sie ist aus den Interessen des staufischen Hauses zu verstehen. — Wohl um die Ruhe in den Grenzgebieten besser zu sichern, führte er den Unterworfenen in seinem Gefolge mit, anscheinend als geehrten Gast, in Wahrheit aber als Gefangenen, den er nur gegen Lösegeld freiließ. Als der Herzog bald darauf starb, verbreitete sich das Gerücht, er sei von einer von Friedrich bestochenen Dirne vergiftet worden. — Friedrich sollte eine champagnische Politik bald bereuen, er hatte gehofft, einen Bundesgenossen zu finden, und fand nun einen Mann, der seine Hand nach Reichsgut ausstreckte: denn nach dem kinderlosen Tode Theobalds hatte sich dessen Witwe mit dem Grafen von Champagne vermählt und ihm das große Dagsburger Erbe zugebracht. Friedrich beschwerte sich beim Papst und bei Philipp August über die champagnische Heirat und scheint im Juni 1220 einen Vergleich erreicht zu haben, vielleicht durch Vermittlung Erzbischof Dietrichs von Trier. Die überragende Machtstellung der Champagne ging zum guten Teil verloren, als Theobald seine Verbindung mit Gertrud von Dagsburg wegen deren Unfruchtbarkeit löste. Sie verheiratete sich in dritter Ehe mit Graf Simon von Leiningen, einem Vetter der Grafen von Saarbrücken und Zweibrücken. Als sie am 19. März 1225 ohne Nachkommen starb, brach erst recht der Streit um ihre Erbschaft aus. Am 29. August 1227 einigte sich der Metzzer Bischof Johann von Apremont mit Simon von Leiningen, der Johannis Nichte zu heiraten versprach, mit deren Hand er Dagsburg erhalten sollte. Die Grafschaft Metz zog Johann ein, und besetzte die vom Metzzer Bistum abhängigen Burgen Herrnstein und Türkstein und die Städte Saarburg und Saarlautern. Der Bischof von Lüttich bekam die Feste Moha, der Bischof von Straßburg Girsbad, Bernstein und Ringelstein; Egisheim fiel den Grafen von Pfirt zu. Im Sommer 1228 kam es zu einem neuen Streit um die Dagsburger Erbschaft, in dessen Verlauf Heinrich (VII.) gegen den Bischof von Straßburg und den Grafen von Leiningen eingriff. Rückwirkungen auf das Verhältnis des Königs zu den Verwandten des Leiningers, insbesondere zu den Grafen von Saarbrücken und Zweibrücken, lassen sich nicht nachweisen. Heinrich von Saarbrücken, Bischof von Worms, erscheint in dieser Zeit verschiedentlich als Zeuge in königlichen Urkunden. Durch die Aufteilung des Dagsburger Erbes war fast ohne das Eingreifen der Staufer die Bedrohung ihrer Stellung im

Elsaß beseitigt worden. Der ihnen zufallende Anteil war gering: ihre oberhoheitlichen Rechte auf Girbaden, Bernstein und Dagsburg waren anerkannt worden und die Grafen von Pfirt hatten ihnen Egisheim als Lehen aufgetragen. Weit wichtiger für sie war die Zersplitterung des großen Erbes, die wohl zur Stärkung einiger kleinerer Gebiete geführt hatte, die aber eine Vereinigung des gesamten Dagsburger Besitzes mit einem mächtigen Territorium für immer vereitelte.

Das Eingreifen Heinrichs (VII.) in unserem Raum betraf, abgesehen von einigen Privilegienbestätigungen für Klöster, nur die Städte. Wie im übrigen Deutschland war seine Politik unter dem Einfluß der Reichsfürsten zu schwankend und widerspruchsvoll, um die Bürgerschaft geschlossen für das Königtum zu gewinnen. Besonders deutlich zeigt sich dies in seinem Verhalten gegenüber Verdun. Am 30. März 1227 bestätigte er die Steuerfreiheit des Stadtklerus, am gleichen Tage verbriefte er auch die Freiheiten der Bürger. Unter dem Druck des Bischofs und der von ihm beigezogenen Reichsfürsten widerrief er am 6. und 26. April die gegebenen Verbriefungen, weil sie ohne das Einverständnis des Bischofs ausgestellt worden waren. Am 20. Juni des gleichen Jahres ließ er jedoch der Stadt ihre Freiheiten abermals bestätigen. In den nächsten beiden Jahren unterstützte er aufs eifrigste die Sache der Bürger, die den Bischof und einen Teil des Klerus als Anhänger Gregors IX. zur Zeit der ersten Exkommunikation Kaiser Friedrichs aus der Stadt vertrieben hatten. — 1232 stellte er sich in einer Fehde des Bischofs von Metz, des Grafen von Bar und des Herzogs von Lothringen mit der Stadt Metz auf die Seite der Stadt und veranlaßte den Grafen von Bar, ebenfalls auf die Seite der Stadt überzutreten, und den Herzog Matthäus II. von Lothringen, die Feindseligkeiten gegen die Stadt einzustellen. Ferner nützte er das deutsch-französische Bündnis vom Mai des gleichen Jahres, in dem sich Friedrich II. und König Ludwig von Frankreich verpflichtet hatten, nicht zu dulden, daß durch eigene Staatsangehörige eine Empörung im Lande des Bundesgenossen unterstützt würde. Auf die Bitte Heinrichs verbot König Ludwig nun seinen Baronen, insbesondere dem Grafen von Troyes, die Bischof Johann von Metz um Hilfe angegangen hatte, jegliche Unterstützung. — Als Vertreter des Kaisers wurde Heinrich auch von Adel und Klerus respektiert, engere Verbindungen mit ihm lassen sich jedoch nicht nachweisen. Als sich im Frühsommer 1234 sein Verhältnis zum Vater zuspitzte, hielt sich der lothringische Adel zurück. Vom 18. März 1234 haben wir das letzte Zeugnis für die Anwesenheit der Bischöfe von Metz und Verdun, des Herzogs Matthäus II. von Lothringen und der Grafen von Saarbrücken, Blieskastel und Veldenz in seinem Hoflager. Herzog Matthäus von Lothringen war einer der ersten Reichsfürsten, die Friedrich II. ihre Hilfe im Kampf gegen den aufständischen Sohn anboten, im Mai 1235 wird er schon in Neumarkt in Steiermark im kaiserlichen Gefolge genannt. —

Im Mai 1237 hatte Friedrich II. bei Cortenuova einen glänzenden Sieg über die Lombarden errufen, von dem er auch Herzog Matthäus II. Kunde gab. Die völlige Unterwerfung der oberitalienischen Städte lag in nicht allzu weiter Ferne, da trat die Kurie aus ihrer bisherigen Reserve heraus: Papst Gregor IX. erneuerte den Bann gegen den Kaiser. Damit begann der Endkampf zwischen dem Kaiser und dem Papsttum, das durch die Vereinigung des deutschen und sizilianischen Reiches in der Hand

eines Herrschers in seiner Unabhängigkeit sich bedroht sah und eine dadurch bedingte Abhängigkeit vom Kaisertum befürchtete, wie sie am stärksten unter Kaiser Heinrich III. in Erscheinung getreten war. In diesem letzten Kampf gegen die Staufer gebrauchte die Kurie bedenkenlos alle Mittel: Wirksame antikaiserliche Propaganda durch die Bettelorden und andere Mönche, Einsetzung gehorsamer Bischöfe und Kleriker durch päpstliche Prokuration unter Mißachtung des freien Wahlrechts der Kapitel und Konvente, Belohnung der Fügsamen durch Pfründenhäufung (bestes Beispiel aus unserem Raum ist Heinrich von Vinstingen), Ehedispense für Laienadel im Interesse der Territorialbildung (Rainald von Blieskastel-Bitsch), Bestechungsgelder für den Übertritt zur päpstlichen Seite (Herzog Matthäus von Lothringen), Verlockungen durch Vorteile aller Art (hierher gehören die zahlreichen Bullen für Abteien, u. a. Tholey, Fraulautern, Wadgassen, Mettlach, Lubeln. St. Vinzens und St. Glossindis in Metz). Trotz aller dieser Mittel läßt sich vor 1245 kein offener Abfall vom Kaiser nachweisen. Unter dem päpstlichen Druck wurden die Bischöfe am ehesten dem Kaiser abspenstig gemacht. Im Juni 1245 traf Bischof Roger von Toul in Trier mit Erzbischof Konrad von Köln, dem Haupt der antikaiserlichen Partei Deutschlands, zusammen. Zwar handelte es sich in erster Linie um die Weihe Erzbischofs Arnolds von Trier und die Weihe der neuerbauten Klosterkirche St. Maximin, aber auch politische Dinge werden dort zur Sprache gekommen sein. Bischof Jakob von Metz beteiligte sich an der Absetzung Friedrichs II. in Veitshöchheim, er trat zunächst für Heinrich Raspe, dann für Wilhelm von Holland ein, zu dessen Wahl auch die Bischöfe von Toul und Verdun im Oktober 1247 nach Worringen gekommen waren. Die Laienfürsten verhielten sich vorerst noch gleichgültig. Durch das Erlöschen der Grafengeschlechter von Saarbrücken und Blieskastel wurden die Machtverhältnisse im lothringischen Raum zugunsten der reichsromanischen Geschlechter verschoben. Durch die Vermählung der Elisabeth von Blieskastel mit Rainald von Lothringen und die Nachfolge Gottfrieds von Apremont in der Grafschaft Saarbrücken, der sich durch Bündnisse 1245 an die Grafschaft Bar band, war eine eigene Stellungnahme der Lande an der Saar und Blies in dem nun ausbrechenden Thronstreit nicht mehr möglich. —

Über das Verhalten der Grafen von Zweibrücken in dieser Zeit fehlen uns alle Nachrichten. Herzog Matthäus von Lothringen hatte am 2. April 1240 zusammen mit anderen Reichsfürsten in einem Schreiben an den Papst seine Pflichten gegenüber dem Kaiser betont und um Beilegung des Zwistes gebeten. Er trat zunächst für König Konrad IV. ein, leistete ihm 1240 Waffenhilfe gegen den Kölner Erzbischof Konrad von Hochstaden und unterstützte ihn, gemeinsam mit dem Grafen von Bar, nach der Niederlage im Herbst 1246 gegen Heinrich Raspe. Am 23. April 1248 — vielleicht nach vorausgegangenen Geheimverhandlungen — nahm er offen für Wilhelm von Holland Partei, er versprach gegen Zahlung von 4000 Mark und zeitweise Überlassung der Veste Kaiserberg Wilhelm diesseits des Rheins gegen jedermann zu unterstützen, ausgenommen gegen seine Vasallen und seinen Schwager, den Grafen von Luxemburg. Doch wurde er nicht zu einem eifrigen Verfechter der päpstlichen Sache, erlaubte er doch im Juni 1250 seinem Vasallen Hugo von Bergheim, Kaiser Friedrich und König Konrad Waffenhilfe zu leisten. Graf Hugo von Lützelstein scheint sich schon früh von den Staufern getrennt zu haben; denn im November

1246 nimmt Innozenz IV. eine Pfründenverleihung auf Bitten Hugos vor, zwei gleiche Fälle sind aus dem Jahre 1249 bekannt. Die Grafen von Bar standen lange Zeit auf der staufischen Seite, aber wie schon so oft nicht aus Interesse an den Reichsangelegenheiten, sondern auf Grund ihrer verwandtschaftlichen Beziehungen zum niederländischen Raum. Graf Theobald war mit der Schwester Margarethes von Flandern vermählt. Als König Wilhelm die flandrische Lehenshoheit abschütteln wollte, unterstützte Theobald seine Schwägerin, geriet aber am 4. Juli 1253 nach der Schlacht auf Walcheren in Wilhelms Gefangenschaft. — In direkter Verbindung mit den Staufern standen am längsten die Grafen von Saarwerden. Ludwig IV. hatte 1242/43 von der Reichsburg Neukastel aus die staufischen Rechte in einem Teil des Speyergaues wahrgenommen, Heinrich II. wurde im März 1251 von König Konrad mit der Reichsfeste Kirkel belehnt, auch die Familienverbindungen mit den Reichsministerialengeschlechtern von Stahleck und von Huneburg, die am Anfang der vierziger Jahre geknüpft wurden, weisen auf die staufertreue Haltung. Papst Innozenz IV. hatte im Jahre 1246 schon der Stadt Metz die Vergünstigung gewährt, daß sie nur mit seiner ausdrücklichen Zustimmung mit Bann oder Interdikt belegt werden dürfe; dennoch war es ihm damit nicht gelungen, die Stadt auf die antikaiserliche Seite zu ziehen. Im Jahre 1250 verbündete sie sich mit Toul gegen Wilhelm von Holland. Erst zwei Jahre später, am 19. Mai 1252, gelang es der Regentin von Lothringen, zusammen mit Heinrich von Luxemburg und Theobald von Bar, der hier wieder einen Vorteil witterte, Toul zu unterwerfen und zur Anerkennung Wilhelms zu zwingen. Auch die Bürgerschaft und Teile des Domkapitels von Verdun sympathisierten mit den Staufern, es bedurfte nachdrücklichen Einschreitens des Papstes, damit sie dem päpstlichen Bischof Guido II. die Regalien übergaben. Zu einem Zusammenschluß der staufertreuen Kräfte in Lothringen kam es jedoch nicht, weil die Erhaltung des staufischen Kaisertums nicht das Hauptanliegen, sondern nur ein Mittel zur Erreichung eigennütziger Ziele war, die die einen in völliger Reichsunmittelbarkeit, die andern im Erwerb von Land und Hoheitsrechten sahen. Das Verhalten der Grafen von Bar gegenüber den lothringischen Städten zeigt dies besonders deutlich. Obwohl sie selbst mit Wilhelm von Holland wegen seiner Verwicklungen mit Flandern in einem gespannten Verhältnis standen, gingen sie mit Lothringen und Luxemburg ein Bündnis ein, um Metz und Toul zur Anerkennung Wilhelms von Holland zu zwingen. In Wahrheit ging es ihnen nicht darum, Wilhelm in Lothringen Anerkennung zu verschaffen, sondern die reichen Städte in ihrem Aufstieg zu hemmen, um dies zu erreichen war der Name eines Königs gut genug, den sie selbst nicht anerkannten.

Durch den Tod Wilhelms von Holland am 28. Januar 1256 wurde Deutschland vor eine neue Königswahl gestellt. Nach langen Verhandlungen wurde am 13. Januar 1257 Richard von Cornwall von Mainz, Köln, Bayern und Rheinpfalz gewählt, während Trier, Sachsen, Brandenburg und Böhmen am 1. April die Wahl Alfons von Kastilien, der von Pisa aufgestellt worden war, befürworteten. Einige Reichsfürsten, darunter auch Bischof Heinrich von Speyer und der Graf von Veldenz, wurden als Boten nach Spanien geschickt, knapp 2 Jahre später machten sich auch Friedrich III. von Lothringen und sein Oheim Graf Rainald von Blieskastel-Bitsch auf, um dem Kastilier zu huldigen. Im März 1259 wurde Friedrich III. in Toledo

in seinem Herzogtum und seinen übrigen Reichslehen investiert. Am gleichen Tag verschrieb ihm Alfons als König von Kastilien eine Jahresrente von 1000 Mark, wofür Friedrich sich zum Kriegsdienst mit 100 Rittern nördlich des Passes von Roncevaux verpflichten mußte. — Gemäß den alten Richtlinien der Grafen von Bar, deutsche Gegenkönige in ihrer Feindschaft mit den Herzögen von Lothringen auszunutzen, erkannte Theobald II. Richard von Cornwall als König an. Am 22. Mai 1257 finden wir ihn zusammen mit Heinrich von Luxemburg, Johann und Simon von Spanheim, Heinrich II. von Zweibrücken, dem Wildgrafen Emich, Werner von Bolanden und Philipp von Falkenstein bei Richard in Aachen. Damit sind gleichzeitig die linksrheinischen Adligen genannt, die nachweislich in Verbindung zu Richard standen, — fügen wir hinzu, daß uns auch eine Urkunde von ihm für das Kloster Wadgassen bekannt ist. — Im Juli 1263 schloß Herzog Friedrich III. von Lothringen mit dem Grafen von Luxemburg ein Bündnis, das sich u. a. nicht gegen den Sohn des Königs Konrad richten sollte, damit kann nur Konradin, Herzog von Schwaben, gemeint sein, — ein letzter Nachklang des großen Ansehens der Staufer in den Mosellanden.

Durch zwei Jahrhunderte haben wir die Stellung der oberlothringischen Mächte in dem gewaltigen Ringen zwischen Päpsten und Kaisern betrachtet, das nie von Lothringen her maßgebend bestimmt wurde. Dadurch daß schon am Beginn der Auseinandersetzung das Reichsgut fast völlig vergabt war, zeigte Oberlothringen eine wesentlich andere Struktur als die Länder zu beiden Seiten des Oberrheins, wo die „maxima vis imperii“ lag, wie Otto von Freising sagt. Das Land westlich der Vogesen und der Haardt brachte nicht eine Persönlichkeit hervor, die auf den Verlauf jener Auseinandersetzung wesentlich eingewirkt hätte. Am ehesten wäre hier Bischof Hermann von Metz zu nennen, der im Frühjahr 1087 eine Zeitlang als Kandidat für eine neue Papstwahl gegolten hatte, ⁹⁾ ganz gewiß nicht Hermann von Luxemburg, jener lothringische Graf, den man nach dem Tode Rudolfs von Rheinfelden Kaiser Heinrich IV. als Gegenkönig gegenübergestellt hatte und der nicht einmal in seinem Stammlande über größeren Anhang verfügte und im September 1088 bei der Belagerung einer lothringischen Burg den Tod fand. Auch bestand in jenen zwei Jahrhunderten kein geistiges Zentrum in Lothringen, das in andere Räume ausgestrahlt hätte. In der lothringischen anti=gregorianischen Publizistik des Investiturstreites finden wir zwar einige Männer, denen selbst von der Gegenseite eine große schriftstellerische Begabung nicht abgestritten wurde, aber ihre Werke erreichten doch nicht jene Verbreitung, wie sie dem „Liber de unitate ecclesiae conservanda“ zuteil wurde. Die kaisertreue Publizistik Lothringens wurde von Bischof Dietrich von Verdun geleitet. In seinem Namen verfaßte Wenrich, der Leiter der Trierer Domschule, die Streitschrift „Theodoricus Virdunensis episcopus Hilthebrando papae“ ¹⁰⁾ auf seine Anregung verfaßte auch ein vorübergehend im Kloster Tholey weilender Mönch die „Vita et Passio Conradi“, in der er Leben, Leiden und Wunder Konrads von Pfullingen schildert, der 1066 als erwählter Erzbischof von Trier von Trierer Bürgern gefangen und ermordet worden war und dessen Leiche Bischof Dietrich nach Tholey hatte bringen lassen. Aus der Schrift spricht deutlich die Parteinahme des Klosters für den Kaiser. Von demselben Mönch wurden wahrscheinlich zwei Schriften gegen Papst Gregor verfaßt, die jedoch heute verloren sind. — Die Stel=

lung Lothringens wurde vielfach durch die Einwirkung anderer Räume bedingt. Im Investiturstreit wies die burgundische Verwandtschaft des Hauses Bar-Mömpelgard die Wege zur Anlehnung an den burgundischen Klerus: von der Weihe der Bischöfe Poppo von Metz und Richer von Verdun durch Erzbischof Hugo von Lyon haben wir gesprochen, ein Abt Jarento von Dijon hatte dabei vermittelt, in Dijon hatten die Mönche von St. Vannes nach der Vertreibung durch Bischof Dietrich aus der Stadt (1085) Aufnahme gefunden, und von Cluny aus war eine Reihe von Klöstern gegründet worden, 1093 das Priorat in Diedersdorf bei Bolchen und im Anfang des 12. Jahrhunderts St. Bertin und St. Truijen, St. Jakob und St. Lorenz in Lüttich.

Im 13. Jahrhundert bestimmten die Verbindungen der Grafen von Bar zu dem niederländischen Raum öfter deren Politik gegenüber den Staufern. Von Süddeutschland her, wohin auch Familienverbindungen bestanden, wirkten die von Hirsau und St. Georgen ausgehenden Reformbestrebungen auf das lothringische Mönchtum. Seit dem Ende des 12. Jahrhunderts bemerken wir dann eine zunehmende Beteiligung des reichsromanischen Adels an den Geschehnissen jenseits der Reichsgrenze. Die Verbindung der westlichen Reichsgebiete mit der Reichszentralgewalt war am Ende des 12. Jahrhunderts schon so gelockert, daß eventuelle Vorteile in der Territorialpolitik maßgebend für die Haltung der Fürsten in Reichsangelegenheiten waren. Hinzu kommt, daß die Grafen von Champagne und die Herzöge von Burgund es verstanden hatten, den im reichsromanischen Gebiet ansässigen Adel in ihre Vasallität aufzunehmen, wodurch die Kräfte dieser Vasallen, insbesondere der Herzöge v. Lothringen, der Grafen von Bar und von Vaudémont, zum Teil den Reichsinteressen entzogen wurden. — So waren fast alle Territorialherren an Mosel und Maas (von 1226 — 1230) in die große Fehde des Grafen Theobald von Champagne mit der französischen Adelsopposition verwickelt, ohne daß die Reichsregierung Anlaß gefunden hätte einzuschreiten, ohne auch daß der Streit zwischen Kaiser und Papst auf die Parteien irgendeinen Einfluß ausgeübt hätte.

In allen Phasen des großen Ringens mit der Kurie steht Lothringen an Bedeutung hinter anderen Landschaften des Reiches zurück, in keiner Phase übernahm es die Führung. Ein Vergleich mit der späten Merowinger- und frühen Karolingerzeit zeigt einen ungeheueren Rückgang in der Teilnahme Lothringens an der Reichspolitik. In Metz hatten seit dem Anfang des 7. Jahrhunderts die austrasischen Merowinger residiert. Im Raum zwischen Mosel und Maas hatte der Schwerpunkt der arnulfingischen Macht gelegen, aus der das karolingische Königtum entstand, das Lothringen zum Kernland des Reiches erhob. Bei der Reichsteilung von Verdun (843) war Lothringen als vornehmstes Gebiet dem Kaiser (Lothar I.) zugesprochen worden. Zwei Gründe haben vor allem den Niedergang der Bedeutung Lothringens für das Reich bedingt:

1. die Lage am Rande des Imperiums, 2. die Schwäche der Herzoggewalt in Lothringen. — Durch den Feldzug Heinrichs I. im Jahre 925 war Lothringen mit dem ehemaligen Ostteil des Karolingerreiches vereinigt worden und bildete nun eine Randlandschaft des Reiches, ganz im Gegensatz zu seiner Stellung im 7. bis 9. Jahrhundert, wo es eingebettet zwischen Neustrien, Burgund, Elsaß und dem rechtsrheinischen Reichsteilen (Schwaben, Bayern, Thüringen, Ostfranken, Sachsen) das Herzstück gebildet hatte. —

Rund 25 Jahre später wurde unter Otto I. die Italienpolitik aufgenommen, die bis zum Interregnum alle deutschen Könige in ihren Bann zog. Die Sicherung der Wege nach dem Süden stellte sich somit als Grundbedingung für ein erfolgreiches Eingreifen in Italien. Die Wege nach Italien führten aber nicht durch Lothringen, sondern vor allem durch die Oberrheinebene, von dort aus zogen die Straßen über die Alpen in die Lombardei und durch die burgundische Pforte ins Rhône-tal. Daher konzentrierte sich auf dieses Gebiet die Hausmachtpolitik der Salier und Staufer. Schon Heinrich IV. hatte es für besser gehalten, seine Güter an der Saar und Blies zur Belohnung seiner Anhänger zu verwenden, als sie zu Ausgangspunkten neuer Reichsguterwerbungen zu machen. Auch die Möglichkeiten, dem Königtum zwischen Maas und Mosel einen territorialen Rückhalt zu verschaffen, die sich ihm durch die Einziehung des Mathildischen Guts geboten hatten, schlug er aus.¹¹⁾ Das Eingreifen Kaiser Friedrichs II. und seines Sohnes Heinrich (VII.) in Lothringen beschränkte sich auf die Beseitigung jener Gefahr, die aus der Vereinigung des Dagsburger Erbes mit einem mächtigen Territorium für die staufische Vormachtstellung im Elsaß erwachsen konnte. Über den Kamm der Vogesen hatte die Territorialpolitik der Staufer nie hinausgegriffen. —

Durch die Aufspaltung Lothringens in zwei Herzogtümer Ober- und Niederlothringen standen die beiden neugeschaffenen Gebilde den übrigen Herzogtümern (Sachsen, Schwaben, Bayern) an Größe weit nach. Hinzu kommt, daß in ottonischer Zeit der lothringische Pfalzgraf als stärkster Machthaber am Rhein den lothringischen Herzögen mehr als ebenbürtig wurde, während in den übrigen Reichsteilen die Pfalzgrafen hinter den Stammesherzögen zurücktraten. Trotz der Herzogswürde wurden die lothringischen Herzöge de facto in die Rolle von Markgrafen des Reiches an seiner Westgrenze gewiesen. Waren schon ohnehin nicht die Grundlagen für eine machtvolle Entwicklung der herzoglichen Stellung vorhanden, so wurde nach dem Tode des Herzogs Friedrichs II. von Oberlothringen (†1033) die allodiale Stütze des Herzogtums zerschlagen, der Besitz Friedrichs wurde unter seine beiden Töchter Beatrix und Sophie verteilt, die ihn den Herzögen von Niederlothringen und den Grafen von Bar zubrachten. Das Herzogsamt aber verlieh Heinrich III. an einen Grafen Gerhard vom Elsaß, dessen Nachfolger durch die stete Rivalität mit den Grafen von Bar gehemmt wurden und die daher keine so starke Herzogmacht aufbauen konnten wie die Herzöge von Bayern und Sachsen, daß ihre Politik für den übrigen Hochadel des Landes bestimmend gewesen wäre. Die Aufsplitterung des Hochadels in ein kaisertreues und ein päpstliches Lager und das Fehlen einer Territorialmacht, die durch ihre Stärke einen Zusammenschluß aller landschaftlichen Kräfte zum Wohle oder zum Schaden des Kaisertums hätte erzwingen können, sind auf die Schwäche des oberlothringischen Herzogtums zurückzuführen. Bei der Ausfechtung des Kampfes zwischen den Saliern und Staufern und dem Reformpapsttum nahm Lothringen eine Randstellung ein, an der Entstehung dieses Kampfes aber hatte es grundlegenden Anteil. Hier im lothringischen Kloster Gorze, südwestlich Metz, hatte sich um die Mitte des 10. Jahrhunderts ein geistiges Zentrum entwickelt, das die Reform der Kirche in enger Anlehnung an das Kaisertum durchführen wollte; in den ersten Jahrzehnten des 11. Jahrhunderts hatten die Mönche von St. Vannes vor Verdun als Wegbereiter der cluniazensischen Reformideen gewirkt und kurz vor der Mitte

des 11. Jahrhunderts waren in Lothringen Männer nach Rom aufgebrochen – Bruno von Toul (=Papst Leo IX. 1048–1054) und Friedrich von Lothringen (=Papst Stephan X. 1057–1058), Humbert von Moyenmoutier, Hugo Candidus aus Remiremont und Udo von Toul, – die als Päpste und päpstliche Berater das darniederliegende Papsttum wieder zu Ansehen gebracht und dadurch die moralischen Grundlagen für den kommenden Kampf geschaffen hatten.

Anmerkungen:

- 1) Bis zum Ausbruch des Investiturstreites konnte das Reichskirchengut (das sind fast alle Bistümer und eine Reihe von Abteien, die dem Reich gehörten) vom König unangefochten für seine eigenen Zwecke genutzt werden. Im Investiturstreit forderte das Papsttum das Verbot der Verleihung kirchlicher Ämter durch Laien.
- 2) Bei dem Abfall der Lothringer von Heinrich V. dürfte dessen Plan mitgespielt haben, die lothringischen Lande mit einer dauernden Steuer zu belegen (Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte, Bd. VIII, S. 400).
- 3) Jungk, Reg. Nr. 43, gibt an, er sei noch 11 Jahre Abt in Hirsau gewesen, diese Angabe entspricht jedoch einer falschen Beziehung der Stelle „abbatiam annis undecim“, die sich auf die Zeit in Lorsch bezieht. In Hirsau war bis 5. Juli 1091 Wilhelm Abt, dann folgte Abt Gerhard († 1105).
- 4) Genealogische Untersuchungen zur Geschichte Lothringens und des Westrichs, Jahrb. d. Ges. f. lothring. Gesch. V u. VII (1893 u. 1895).
- 5) Diese Regelung galt nur für Deutschland, in Italien und Burgund sollte die Belehnung innerhalb 6 Monaten nach der Weihe erfolgen.
- 6) Calmet (II pr. 209, 210 nach einer ungedruckten Lebensgeschichte Friedrichs II.) berichtet, während des Aufenthaltes in den herzoglichen Landen soll ein Anschlag auf das Leben des Königs geplant gewesen sein. Die Echtheit dieser Nachricht ist nur ungenügend bezeugt, so daß daraus auf eine staufferfeindliche Haltung unter dem lothr. Adel nicht geschlossen werden kann.
- 7) Die Herzöge trugen Neufchâteau von Champagne zu Lehen.
- 8) Graf Heinrich von Troyes hatte sich 1162 gegen Friedrich Barbarossa verpflichtet, einige Burgen vom Reich zu Lehen zu nehmen, wenn die geplante Zusammenkunft zwischen dem Kaiser und König Ludwig VII. von Frankreich nicht zustande käme. Als dann durch Ludwigs Verhalten das beabsichtigte Treffen mißlang, mußte Heinrich für die Burgen Byrmon, Dampierre, Rissel, La Sessie, Condricourt, Karnay, Ronsourt und Bearzin dem Kaiser huldigen.
- 9) Abt Desiderius von Monte Cassino, der nach einer längeren Sedisvakanz nach dem Tode Papst Gregor VII. (25. Mai 1085) gewählt worden war, hegte die Absicht, auf seine päpstliche Würde zu verzichten. Er hatte in einem in den März 1087 zu datierenden Schreiben an Markgräfin Mathilde mehrere Kandidaten vorgeschlagen, darunter auch Hermann von Metz, der bei den Kandidaturen im Vordergrund gestanden haben muß, weil Hugo von Lyon in seinem Schreiben an Mathilde allein Hermanns Kandidatur bespricht.
- 10) gedruckt MGH, Libelli de Lite I, 284–299
- 11) Zu den mathildischen Gütern in Lothringen gehörten als Erbe ihrer Mutter die Herrschaft Briey, Orval, Pierremont, die Abtei Juvigny bei Montmedy, als Erbe ihres Gatten die Grafschaft Verdun, Mosay und Stenay an der Maas.

QUELLEN:

MGH Abt. Scriptores: Lambert von Hersfeld, Sigebert von Gembloux, Hugo von Flavigny, Gesta episc. Virdun., Codex Hirsaugiensis, Rodulfi Gesta abb. Trudon., Vita Theotgeri, Annales Disibod., Chronicon universale Mettense; MGH Dipl. Heinrich IV., Chronicon Laurehamensis hg. von Glöckner, 1929; Berger, Les registres d'Innocent IV; Böhmer-Ficker, Regesta Imperii V (1198–1272); Duvernoy, Le duc de Lorraine Matthieu Ier, Paris 1904; Ders., Catalogue des actes des ducs de Lorraine de 1048 à 1139 et 1176 à 1220, Nancy 1915; Goerz, Mittelrheinische Regesten, 1876 ff., Grosdidier de Matons, Catalogue des actes des comtes de Bar de 1022 à 1239; Jungk, Regesten zur Geschichte der ehemaligen Nass.-Saarbrückischen Lande, Saarbrücken 1914/19; Le Mercier de Morière, Catalogue des actes de Mathieu II, duc de Lorraine, 1891; Stumpf; Die Reichskanzler vornehmlich des 10., 11. und 12. Jahrhunderts, 1865; Wampach, Luxemburger Urkundenbuch, 1935 ff.

LITERATUR:

Grosdidier de Matons, Le comté de Bar des origines au traité de Bruges, 1922; Gumlich, Die Beziehungen der Herzöge von Lothringen zum Deutschen Reich im 13. Jahrhundert, 1898; Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands, 8. Aufl. 1954; Kienast, Die deutschen Fürsten im Dienste der Westmächte bis zum Tode Philipps des Schönen, 1924 ff.; A. Meyer, Der politische Einfluß Deutschlands und Frankreichs auf die Metzger Bischofswahlen im Mittelalter,

1916; Meyer von Knonau, Jahrbücher des deutschen Reiches unter Heinrich IV. und V., 1890 ff.; Overmann, Mathilde von Tuszien, 1895; Preiss, Die politische Tätigkeit der Zisterzienser im Schisma von 1159–77, Berlin 1934; Ruperti, Bischof Stephan von Metz, Jb. d. Ges. f. lothrg. Gesch. und Altertumskd. 22 (1910); Salloch, Bischof Hermann von Metz, 1931; Voigt, Bischof Bertram von Metz, Jb. d. Ges. lothrg. Gesch. und Altertumskd. 5 (1893).

DER EINFLUSS DER KLOSTERREFORM IM 10. UND 15. JAHRHUNDERT AUF METTLACH *)

VON P. PAULUS VOLK

Die Abtei Mettlach wurde um 690 von Liutwin gegründet, dessen Vater der Stammvater der späteren Herzöge von Spoleto und des Salischen Kaiserhauses wurde. Seine Mutter war die Schwester des Trierer Bischofs Basin. Die Stiftung wurde daher der Gewalt der Bischöfe von Trier übergeben d. h. Mettlach wurde ein Eigenkloster, wodurch die Trierer Bischöfe zugleich auch Äbte von Mettlach waren, was zu vielen Unzuträglichkeiten führen mußte. Erzbischof Rotbert (931–956) besiedelte Mettlach mit Mönchen aus Cornelimünster, dem bekannten „Reichskloster“ des „Reichsabtes“ Benedikt von Aniane und gab ihm die freie Abtswahl. Damit konnte die eigentliche Blütezeit des Klosters beginnen. Über die geistig-geistliche Geschichte der Abtei, ihrer Bibliothek, ihrer Schulen sind wir kaum unterrichtet, weit besser über das künstlerische Schaffen und Bauen. ¹⁾

Im 10. Jahrhundert begegneten sich gerade im lothringischen Raum zwei benediktinische Reformen: die burgundische von Cluny und die lothringische von Gorze bei Metz. In Cluny wuchs das einzelne Kloster aus seiner Isolierung in einen sehr stark zentralisierten Verband hinein unter straffer Leitung des Mutterklosters. Man lehnte energisch den herrschenden Feudalismus der Zeit ab, ebenso jeden Einfluß feudaler Gründer- oder Vogtfamilien. Die volle Selbständigkeit gegenüber den Klostergründern verkörperte sozusagen das weitest fortgeschrittene Maß eines Reformklosters hinsichtlich seiner Freiheit vom Eigenkirchenwesen. Der Höhepunkt der Gedankenlinie war erreicht, wie sie von den konsequenten Vertretern des Reformgedankens eingeschlagen war und dann im Zisterzienserorden ihren letzten Niederschlag fand. Das cluniazensische Reformzentrum entwickelte in zäher Aufbauarbeit durch seine überspitzte Zentralisation geradezu eine geistig-politische und wirtschaftliche Großmacht. Im Reich stieß das Cluniazensertum auf den starken Widerstand der lothringischen Reformklöster, die eine strenge Beobachtung der Regel verlangten. Es waren Stätten ausgeprägter mönchischer Eigenart, einheitlich in der Befolgung der *Consuetudines* (Gewohnheiten), geeint vor allem durch die Gebetsverbrüderung, das Totengedächtnis und das Bewußtsein gleicher Obervanz und gemeinsamer Filiation, aber ohne zentralistischen Klosterverband, ohne Haupt- und Nebenklöster, ohne stete strenge Kontrolle des Großabtes wie in Cluny. Die Klöster Gorzischer Färbung blieben konservativ gerichtet, von betonter Kulturoffenheit und reichstreuere Haltung.

*) Die wenigen Nachrichten, welche uns über das Stift erhalten blieben, lassen jegliche Ergänzung wertvoll erscheinen. So begrüßen wir die Arbeit des bekannten Benediktiner-Forschers und hoffen, daß es ihm gelingen möge, weiteres aufschlußreiches Material zu finden.

K. Schw.

Verfassungsrechtlich bestanden beträchtliche Gegensätze zwischen Gorze und Cluny neben starken Unterschieden in Tracht, Lebensweisheit und Liturgie. Der strenge Zentralismus der abhängigen Klöster unter dem Mutterkloster Cluny und seinem Abt wurde in Gorze abgelehnt, das seine Klöster durch lockeren Filiationsverband, durch die Gebetsverbrüderung und das Bewußtsein einer gemeinsamen Observanz zusammenhielt. Die Gorzer Prägung des Mönchtums hat über den Investiturstreit hinaus in nicht wenigen Abteien bis ins 12. Jahrhundert fortbestanden.²⁾

Es fragt sich nun, welcher monastischen Lebensform sich Mettlach angeschlossen hatte? Die Ansichten über die Stellung eines Reformklosters im Rechtsgefüge seiner Zeit waren nicht von Anfang an einfachhin fertig, sondern sie entstanden und wandelten sich in dauernder geistiger Auseinandersetzung mit diesem Problem in langer innerer Entwicklung. So zeigen sich eingemalte Überschneidungen zweier Reformen, ohne daß man z. B. die Gebräuche von Gorze und Cluny voneinander ableiten darf. Zwischen 980 und 993 wurden die Gebräuche von St. Vanne schriftlich fixiert, sehr wahrscheinlich von Abt Lioffin von Mettlach, der über eine beachtliche Kultur und besonders medizinische Kenntnisse verfügte. Die Gebräuche stammen zweifellos von Lothringen. Hallinger³⁾ nennt sie *Consuetudines* von St. Vanne-Mettlach. Um festzustellen, zu welcher Reform sich Mettlach bekannte, müssen einige monastische Gebräuche verglichen werden.

St. Vanne-Mettlach hat ganz bestimmte Weisungen für die Einsetzung des Praepositus und des Dekans. Einen Prior kennen auch die Nekrologien nicht, ebenso die Gorzer Gemeinschaften nicht, während die Cluniazenser-gebräuche nur vom Prior sprechen. In den Totenbüchern der Gorzer Richtung und von St. Vanne-Mettlach werden die Konversen, die Laienbrüder, monastisch ganz anders eingestuft als in den Cluniazensischen Kreisen. Sie tragen nicht das Mönchsgewand, legen also auch keine eigentliche Profess ab, weil nämlich bei ihr das Mönchsgewand übereicht wird. Die große Mehrheit der Abteien schloß sich in der Karwoche dem römischen Brauch des Breviers an, drei Lektionen in jeder Nocturn; Mettlach und die lothringischen Kreise dehnten diesen Brauch noch auf den Ostertag aus. Die Auferstehungsprozession am Ostermorgen findet in St. Gallen, in den Gorzischen Gemeinschaften und St. Vanne-Mettlach statt; im ältesten Brauchtum Clunys fehlt sie. In St. Vanne-Mettlach wurden am Gründonnerstag die Altäre mit Wasser gewaschen, in Cluny am Karsamstag, in anderen von Cluny beeinflussten Gemeinschaften (Farfa, Fleury) am Karfreitag. Bestimmte Aderlaßtermine setzt Mettlach fest, Cluny dagegen nicht, sondern hielt sich an die weisen Bestimmungen Benedikts von Aniane, daß dieses Heilmittel nicht nach mechanisch festgelegten Terminen befohlen werden darf. Die St. Maximin-Einsiedler Richtung (vor 984) kennt keine Generalabsolution, doch die Lothringer und Mettlach erteilen sie an Ostern und Pfingsten. Diese wenigen Beispiele verraten Gorzer Zusammenhänge mit St. Vanne-Mettlach, wo die lothringischen Traditoinselemente gut gewahrt geblieben sind.

Etwas anders geartet war das Wirken der Bursfelder Kongregation im 15. Jahrhundert.⁴⁾ Im frühen Mittelalter lagen die Zentren der Reformen des Benediktinertums meist in Frankreich oder nahe der Reichsgrenze, von wo sie ihre Wirkungen bis nach Deutschland hin ausstrahlten. Im 15.

Jahrhundert ging von dem kleinen Kloster Clus bei Gandersheim eine Neubelebung der Klöster aus, die zuerst nach Bursfeld übergriff und dann später von diesem Kloster seinen Namen erhielt und als Bursfelder Kongregation fast das gesamte Benediktinertum nördlich des Main umfaßte. Es ist erstaunlich, wie rasch sie sich ausbreitete, selbst nach Dänemark, Holland, Belgien, Frankreich vordrang. Wenn auch Bischöfe und Fürsten die Reform begünstigten, so sperrten sich doch viele Abteien gegen die Einführung neuer Gebräuche. Reform war nicht immer eine wirkliche Erneuerung nach Zeiten des Verfalles, öfters aber bedeutete sie eine andere Lebensweise, neue Gebräuche. Nicht jede Reform muß daher ein Neuanfang sein. Zum Eintritt in die Bursfelder Kongregation gaben die Bischöfe ihre Einwilligung stets mit der Klausel: unbeschadet der bischöflichen Rechte. Da die Bursfelder Kongregation nicht exempt war, wurden die Bischöfe in ihren Rechten nicht benachteiligt. Sie gestatteten demnach den Äbten die Teilnahme an den Generalkapiteln, erlaubten die Visitationen und ließen den Klöstern freie Hand in der Beobachtung der liturgischen Vorschriften der Union. Die Selbständigkeit der Abteien wurden ja auch nicht angetastet, ebenso die freie Abtswahl und eigene Vermögensverwaltung. Die höchste Autorität war das Generalkapitel, das anfangs alle Jahre, später alle drei Jahre in den verschiedensten Abteien und Gegenden stattfand. Dem Präsidenten standen zwei Mitpräsidenten zur Seite. Mit den Präsidenten besprachen den Verhandlungsstoff zwei gewählte Definitoren. Neben dem Kapitelssekretär wurden immer noch in den Verhandlungsakten aufgeführt der Zelebrans des Hl. Geist-Amtes zu Anfang des Generalkapitels, ferner der Kapitelsredner. Vor den Verhandlungen kamen die Namen der Verstorbenen der einzelnen Klöster zur Verlesung, die oft recht lässig eingesandt wurden. Immerhin können aus diesen Totenlisten manche Konvente rekonstruiert werden, von denen keine Nekrologien erhalten sind. Diese Generalkapitel=Akten, auch Rezesse genannt, sind die beste Fundgrube für die innere und zum Teil auch äußere Geschichte der Unionsklöster. Jeder Abt hatte bei Aufnahme in den Verband oder bald nach seiner Wahl den Eid der Treue zu leisten und zwar persönlich bei seinem ersten Besuch auf dem Generalkapitel. Konnte er an einem Kapitel nicht erscheinen, so hatte er die Gründe seines Fernbleibens durch ein Schriftstück (Procuratorium genannt) anzugeben und an Geld beizulegen, was er für die Hin- und Herreise zum Kapitel hätte ausgeben müssen. Damit sollte verhindert werden, daß man aus nichtigen Gründen oder falscher Sparsamkeit den Besuch des Generalkapitels unterließ. ⁵⁾

Auf dem Generalkapitel (=Gk) 1467 erhielt der Abt von Bursfeld den Visitationsauftrag für Mettlach, ob die Abtei gewillt sei, allen Forderungen der Kongregation nachzukommen und ihre Ziele und Aufgaben zu bejahen. Fand er im Konvent einen günstigen Boden und guten Willen, so stand der Aufnahme in den Bursfelder Verband nichts im Wege. Im folgenden Jahre 1468 auf dem Gk. zu St. Peter in Erfurt wurde dann auch Mettlach angeschlossen, nachdem der Trierer Erzbischof ausdrücklich seine Zustimmung gegeben hatte. Abt Arnold de Clivis legte persönlich den Eid der Treue ab. Für die jährlichen Visitationen wurden für dieses Mal die Äbte von St. Martin-Köln und St. Peter-Erfurt ernannt. Nur mehr auf den beiden folgenden Gk. zu St. Jakob=Mainz 1469 und St. Matthias=Trier 1470 erschien Abt Arnold. Die späteren Visitationen hatten die Äbte von Bursfeld und Bamberg (1469), Schönau und Johannisberg (1470) und

Schönau und St. Jakob=Mainz (1472) vorzunehmen. Dem Kapitel von 1473 meldete Abt Arnold den Tod dreier Priestermonche, ohne deren Namen zu nennen, 1477 sind der Diakon Johannes, der Mönch Johannes und der Donat Jacobus als Verstorbene im Rezess vermerkt. Um die Ausgaben für die Visitationen und den Brevierdruck zu regeln, teilte man die Union in mehrere Provinzen; Mettlach kam zum Terminus Rhenensis. Auf dem Gk. 1480 zu Erfurt leistete Abt Tilman den Eid der Treue und ließ seinen Vorgänger Arnold in die Totenliste aufnehmen (Todestag 13. September 1479) ebenso den Priestermonch Johannes Sarponte. Abt Tilman erschien in seiner langen Regierung auf den Gk. von 1480, 1481, 1482, 1487, 1490, 1493, 1495, 1498 und 1501. Vergleicht man die Tagungsorte, so besuchte er nur die näher gelegenen wie Erfurt, Köln, Mainz. Zu St. Martin-Köln bekleidete er 1487 das Amt eines Definitors. Als solcher hatte er mit dem Präsidenten für eine ordnungsgemäße und reibungslose Abwicklung der Kapitelsverhandlungen zu sorgen. Präsidenten und Definitoren mußten den ganzen zur Beratung stehenden Stoff prüfen, Vorschläge anhören, begutachten und schriftlich festlegen. Aus Abt Tilmans Regierungszeit wird der Tod der Priestermonche Heinrich (1486), Thaddaeus (1493), Heinrich (1495) und Bartholomaeus (1498) gemeldet. In Sachen des Klosters Merseburg hatten seine Vorgänger wie auch die Äbte von St. Matthias und St. Martin-Trier eine größere Geldsumme vorgestreckt. Die ganze Angelegenheit (Verwendung der Summe und deren Rückzahlung) wurde 1490 dem Abt von Weißenburg zur Untersuchung übergeben. Zweimal begegnet uns Abt Tilman auch als Visitor mit dem Abt von Laach in Tholey (1484) und 1494 in Spanheim, während 1484 Mettlach von den Äbten von Schönau und Laach und 1491 von den Äbten von Schönau und St. Martin-Trier visitiert werden sollte. Auf dem Gk. von 1495 wurde dem Abt von Mettlach und noch vier anderen dringend nahegelegt, doch persönlich wegen wichtiger Angelegenheiten auf dem nächsten Gk. zu erscheinen. Um endlich den Streit zwischen den Trierer Abteien St. Marien und St. Martin beizulegen, hatten die Äbte von Mettlach und St. Matthias-Trier scharf einzugreifen. Ihren Anordnungen mußten die beiden Parteien gehorchen, worüber genau an das Gk. zu berichten war.

Zwischen dem 25. August und 28. Oktober 1504 scheint Abt Tilman gestorben zu sein. Auf dem Gk. 1504 (25.—27. August) zu Bursfeld fehlte er unentschuldig, am 28. Oktober 1504 unterschrieb und untersiegelte sein Nachfolger Egbert seinen Gehorsamseid⁶⁾. Erst auf dem Gk. 1505 wird Abt Tilman unter den Toten aufgeführt. Zu St. Jakob=Mainz 1506 leistete Abt Egbert vor den versammelten Äbten den Eid der Treue und Unterwerfung unter das Gk. Er brachte die Todesnachricht zweier Priestermonche und eines Donaten mit, die alle Petrus hießen. Im folgenden Jahre sandte er sein Entschuldigungsschreiben wegen seines Fernbleibens durch den Abt von Werden, in dem er die Toten des letzten Jahres benannte: den Priestermonch Johannes, den Präbendar Johannes und die Präbendarin Katharina. Auf den Gk. 1508, 1513, 1516 ist er anwesend, wird 1508 Visitor von Tholey und überreicht dem Kapitel das Entschuldigungsschreiben des Abtes von St. Martin-Trier. Unter den Toten finden sich im Gk.=Rezess von 1509 der Priestermonch Johannes, 1510 der Donat Anthonius, 1513 P. Cellerar Petrus, 1516 die Priestermonche Georgius und Bernhardus und 1517 P. Prior Arnoldus. Auf dem Gk. von 1517 läßt er sich durch seinen Cellerar vertreten und am 20. Mai 1518 ist er gestorben.

wie der Rezess meldet. Mit ihm stehen in der Totenliste der Priestertermönch Petrus und die Präbendarinnen Maria und Margaretha.

Der neugewählte Abt Franciscus von Udensirk bestellte als Procurator den Abt von Brauweiler. Auch auf den beiden folgenden Kapiteln ließ er sich durch die Äbte von St. Matthias-Trier und St. Jakob=Mainz vertreten. Das Gk. von 1520 nennt den Priestertermönch Theobaldus unter den Verstorbenen. Abt Franciscus leistet 1521 auf dem Gk. zu St. Martin=Köln den Treueid; die schriftliche Ausfertigung war jedoch ohne Siegel, weshalb Abt Franciscus versprach, die Besiegelung nachzuholen, sobald er im Besitze eines Abtssiegels sei ⁷⁾. Zur Unterstützung des Klosters Northeim steuerte er 1522 drei Florin bei, ebenso wie St. Martin=Trier; Tholey dagegen nur 1/2 fl., Luxemburg 2 fl. Aber 1523 sandte er sein Procuratorium (Entschuldigungsschreiben) ohne Geld, wie die drei Trierer Abteien, Schuttern und Affligem. Nur noch einmal erschien er persönlich auf einem Gk. und zwar 1524 zu Werden. Schon das nächste Gk. meldete ihn als Toten.

Abt Johannes von Losheim kam 1528 nicht zum Kapitel, sandte sein Procuratorium durch den Abt von Laach, 1529 durch den Abt von St. Jakob=Mainz, da er wegen der feindlichen Truppen nicht reisen konnte, ebenso wie die Trierer Äbte. Für 1529/30 war die Visitation von Mettlach durch die Äbte von Tholey und St. Matthias=Trier angesetzt. Erst zu St. Jakob=Mainz konnte Abt Johannes persönlich den Eid der Treue leisten und empfahl dem Gebet der Mitbrüder die Priestertermönche Wilhelmus, Werner sowie die Präbendarin Katharina. In seiner langen Regierung fand er nur noch einmal den Weg zum Gk., und zwar nach St. Matthias=Trier 1545, wo er auch P. Prior Benedictus, die Priestertermönche Matthias, Johannes Sarburg, Melchior, Johannes Cellis, Laurentius und den Donaten Michael ins Totenregister aufnehmen ließ. Sechsmal fehlte er unentschuldigt und wurde daher für contumax (widerspenstig) erklärt. Auf dem Kapitel von 1548 wird sein Tod erwähnt, ebenso der des P. Nicolaus und des Donaten Michael.

Der Abt von Laach erhielt 1548 den Auftrag, den neugewählten Äbten der Trierer Diözese den Treueid abzunehmen, da einige aus triftigen Gründen nicht zum Gk. kommen konnten. In Mettlach nahm er 1549 Abt Jakob in die Union auf ⁸⁾, den wir nur einmal in seiner Regierungszeit persönlich auf einem Gk. antreffen und zwar 1551 in Laach. Den Tod des ehemaligen Priors Johannes erfahren wir durch das Gk. von 1550 und den des Priors Petrus Blankenburg, Profess von Laach ⁹⁾, 1554. Für dringend nötig wurde eine Visitation in Mettlach durch die Äbte von Laach und Tholey erachtet. Auf dem Gk. 1560 zu St. Jakob=Mainz erschien Abt Johannes Lautwein (Ludwin) und leistete den Treueid, ohne daß der Tod seines Vorgängers erwähnt wurde, wohl aber der des Priestertermönches Martinus. Anwesend ist der neue Abt auf den Kapiteln 1561, 1564, 1568, jedoch konnte er 1563 sein Fernbleiben rechtfertigen. Als Tote hatte er 1562 den Novizen Johannes und 1564 P. Prior Richard, Cellerar Johannes, die Priestertermönche Adamus, Servatius und Udalricus zu melden. Die nächsten Jahre wurde es still um Mettlach. Nur 1578 erfahren wir den Tod der Priestertermönche Matthias und Richard.

Das Gk. von 1596 bringt eine traurige Überraschung. Längere Zeit war kein Abt mehr auf dem Gk. erschienen. Nun führt die Totenliste von 1596 gleich vier Abtsnamen auf: Johannes Lautwein, Johannes Greim=

rodt¹⁰⁾, Gerard Syrc (er starb schon sehr bald nach seiner Wahl am 17. April 1580) und Bartholomaeus Dort. Ferner werden noch erwähnt der Senior Jacobus Vitzich, die Patres Matthias Sarbrug, Richard Mirtzich, schließlich der Donat Mathaeus. Auf demselben Gk. leistete Abt Michael persönlich den Treueid¹¹⁾, der nochmals 1598 in St. Pantaleon-Köln das Gk. besuchte.

Von 1602–1613 war Abt Nicolaus, der als erster das Recht erhielt, die Mitra zu tragen, fünfmal auf dem Gk.; Abt Johannes Latomius¹²⁾ 1619 und 1625, Abt Matthias Beuriger¹³⁾ 1628 und 1629, Abt Philippus Schwab 1642, 1644 und 1651. Für den Abt von Luxemburg hielt er zu Seligenstadt 1644 das Hl. Geist-Amt zu Beginn des Kapitels. Die Äbte Salentin und Johannes Breidt erschienen nie auf einem Gk., doch ist von Abt Salentin sein Gehorsamseid, ausgestellt am 22. August 1656¹⁴⁾, und sein Procuratorium von 1667¹⁵⁾ erhalten, das er durch den Abt von St. Pantaleon-Köln dem Gk. übersandte. Zu den Kapiteln von 1680, 1683 und 1687 kam Abt Matthias Jodoci, der 1680 zu Laach nach Erfüllung aller Formalitäten in die Kongregation aufgenommen¹⁶⁾ wurde.

Im letzten Jahrhundert des Bestehens der Bursfelder Kongregation begegnen uns nur mehr vier Mettlacher Äbte auf den Generalkapiteln. Abt Ferdinand von Koeler (gewählt 1691) unterschied sich von all seinen Vorgängern dadurch, daß er auch weit entlegene Kapitelsorte aufsuchte. Seine Aufnahme in den Verband geschah zu St. Trond 1700¹⁷⁾; in Corvey war er 1706, 1716 bekleidete er das Amt eines Definitors in Brauweiler und 1719 hielt er in St. Matthias das Amt zu Ehren der Muttergottes am zweiten Verhandlungstage. Unter ihm wurde die schöne Orgel in Mettlach erbaut, wofür der Meister 1000 Reichstaler nebst Kost und Materialien erhielt. In Laach 1740 war Abt Heinrich Lejeune († 9. April 1751), in Werden 1754 Abt Joseph Meusnier¹⁸⁾ (gewählt am 7. Juni 1751, benediziert am 24. Oktober) und 1764 in St. Pantaleon-Köln, wo er mit Abt Anselm von Werden als einziger aller Mettlacher Äbte Mitpräsident wurde. Zum letzten Male ist ein Mettlacher Abt auf einem Bursfelder Gk. nachweisbar in Laach 1770, dort legte Abt Heinrich Kleiner seinen Treueid persönlich¹⁹⁾ ab.

Aus der Zeit von 1607–1719 sind folgende Toten der Abtei Mettlach in den Rezessen vermerkt: 1607 der ehemalige Prior Nicolaus Pfaltz, P. Petrus Adunensis, der bisher vergessen wurde, der Donat Michael; 1617 Abt Nicolaus Sarburg († 3. Januar 1616); 1619 P. Johannes Loysen Senior; 1628 Abt Johannes Trevirensis; 1640 Abt Johannes Limburg, Subprior Paulus Floerchinger, P. Petrus Dullingen Senior, die Patres Arnoldus Wohl, Nicolaus Waltingen, Matthias Zollij, Ludovicus Cremerius, Christia-nus Heidtweiler, der Donat Hupertus Wavern; 1680 die Patres Matthias Dietz, Andreas Niederweiss, Prior Johannes Hessen, Abt Johannes Breidt; 1683 P. Philippus Leinen; P. Petrus Hoffmans, und als letzter Eintrag 1719 Abt Ferdinand.

In seinen *Epitomatium inventarium* hat P. Cellerar Placidus Scherhag²⁰⁾ noch eine Liste jener Mönche gegeben, die seit 1730 in Mettlach Profess abgelegt hatten: 1730: Fr. Ferdinand de Geyer, Fr. Carolus Metzler, Fr. Maximinus Piuius; 1732: Fr. Romanus Kautz, Fr. Hubertus Gottong, Fr. Aemilianus Bergman; 1736 25. Juli: Fr. Henricus Kleiner, Fr. Jacobus Sonier, Fr. Modestus Reichman, Fr. Anselmus Schuck, Fr. Paulus Brauer, Fr. Josephus Meusnier; 1745: Fr. Ludwinus Disquin; 1747 25. Juli: Fr.

Johannes Herset, Fr. Andreas Krack, Fr. Nicolaus Meyer, Fr. Antonius Sinzet, Fr. Martinus Limbach, Fr. Jacobus Kenner; 1758 11. September: Fr. Benedictus Geller, Fr. Josephus Petri, Fr. Michael Bergman, Fr. Mathias Rassier; 1760 6. Januar: Fr. Nepomucenus Gottbill; 1769 26. April: Fr. Jacobus Tullian; 1770 15. Juli: Fr. Eugenius Guckeisen, Fr. Nicetus Lang, Fr. Thomas Fassian, Fr. Willibrordus Collignon, Fr. Henricus Willems; 1777 5. September: ²¹⁾ Fr. Carolus Helman, Fr. Aemilianus Mathaei, Fr. Petrus Dandlinger, Fr. Mauritius Henn, Fr. Placidus Scherhag, Fr. Bernhardus Staud, Fr. Hubertus Enck.

Überblickt man die Reihe der Mettlacher Äbte und ihre Sorge um das Wohl und Wehe der Kongregation, so muß man leider feststellen, daß sie recht gering war. Die Beteiligung an den Generalkapiteln ließ viel zu wünschen übrig, auch vermieden es die Äbte, nach Tagungsorten zu reisen, die weit von Mettlach ablagen. Nur Abt Ferdinand von Koeler scheute nicht die Reise nach St. Trond oder Corvey. Keinem Mettlacher Mönch begegnen wir im Studienseminar der Kongregation an der Universität Köln. ²²⁾ Es darf deshalb auch nicht überraschen, daß den Mettlacher Äbten kaum größere Aufgaben im Bursfelder Verband übertragen, daß sie recht selten zu Visitatoren bestimmt wurden. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß Mettlach ein Außenseiter war. Still und ohne viel Lärm beteten und arbeiteten die Mönche, hatten es nicht immer leicht in ihren Beziehungen zum Trierer Kurfürsten, wußten aber ihre Stellung zu behaupten, bis die französische Revolution alles Leben auslöschte, und alle gefertigten Kunstwerke und die gesamten Bücherschätze in andere Hände übergingen. Ein solches Los hatten die Benediktiner an der Saar sicherlich nicht verdient.

Anmerkungen:

- 1) W. Zimmermann, Kloster Mettlach, in: Trier. Zentrum abendländischer Kultur, 1952 S. 123–141 mit einer ausgezeichneten Zusammenstellung des gesamten Schrifttums über Mettlach. K. Conrath, Eine unbekannte Original-Handschrift aus der Benediktinerabtei Mettlach, in: Zeitschrift für Saarländische Heimatkunde 2 (1952) 122–138.
- 2) K. Hallinger, Gorze-Cluny. Studien zu den monastischen Lebensformen und Gegensätzen im Hochmittelalter, in: Studia Anselmiana Bd. 22 und 23 (Rom 1950, 1951). H. E. Feine, Klosterreformen im 10. und 11. Jahrhundert und ihr Einfluß auf die Reichenau und St. Gallen, in: Aus Verfassungs- und Landesgeschichte, Festschrift für Theodor Mayer, Bd. 2 (1955) S. 77–91.
- 3) Hallinger, a. a. O. S. 884 ff.
- 4) Die Literatur über die Bursfelder Kongregation ist verzeichnet bei P. Volk, Die Generalkapitel-Rezepte der Bursfelder Kongregation, Bd. 1 (Siegburg 1955) S. 1–5.
- 5) Zum Vorhergehenden vgl. P. Volk, Die Generalkapitel der Bursfelder Benediktiner-Kongregation, Münster 1928, S. 13 ff.
- 6) Original erhalten; P. Volk, Der Verbleib des Bursfelder Kongregationsarchivs, in: Fünfhundert Jahre Bursfelder Kongregation. Eine Jubiläumsgabe, Münster 1950, S. 272 Nr. 90.
- 7) Original erhalten; Volk, Verbleib S. 279 Nr. 119.
- 8) Aufnahmeurkunde; Volk, Archiv S. 37 D 22; Procuratorium von 1548; Volk, a. a. O. S. 40.
- 9) gest. 17. Dezember; Annalen des hist. Vereins f. d. Niederrhein Bd. 26 (1874) S. 304.
- 10) Das Jurament von 1577; Volk, Archiv S. 38 D 43.
- 11) Original erhalten; Volk, Verbleib S. 259 Nr. 20.
- 12) Das Jurament von 1617; Volk, Archiv S. 39 E 33.
- 13) Das Jurament von 1628; Volk, Archiv S. 39 E 52, in pergamen von 1629; ebda. E 54.
- 14) Original erhalten; Volk, Verbleib S. 282 Nr. 141.
- 15) Original erhalten; D. Boxberg, Das Archiv der Bursfelder Kongregation im Erzbistums-Archiv, in: Historisches Archiv des Erzbistums Köln, Heft 2 (1929) S. 91.
- 16) Original vom 6. Mai 1680 erhalten; Volk, Verbleib S. 282 Nr. 143.
- 17) Original vom 2. Mai 1700 erhalten; Volk, Verbleib S. 283 Nr. 155.
- 18) Original vom 24. Juni 1754 erhalten; Boxberg, Archiv S. 89.
- 19) Original vom 13. Mai 1770 erhalten; Boxberg, Archiv S. 89.

- 20) Epitomatum inventarium omnium iurisdictionum, proventuum ac reddituum Abbatiae S. Ludwini in Mediolacu . . . ab anno 1789 pacifice percepti specificatione per me Fr. Placidum Scherhag Cellerarium p. 161 f. Koblenz Staatsarchiv, Abt. 143, Nr. 535.
- 21) Mit der Bemerkung eingeleitet: a R. P. Priore et venerabili conventu ita ordinante Sereniss. Archiepiscopo ad professionem admissi fuerunt; Scherhag, Epitomatum inventarium p. 162.
- 22) P. Volk, Der Personalstand des Kölner Seminars der Bursfelder Kongregation, in: Benediktinische Monatsschrift 9 (1927) S. 146–150. Volk, Archiv S. 91: M: Abbas Medio-lacensis excusant se de non transmissis ex fratribus suis ad seminarium 1625. Item de solutis contributionibus ratione eiusdem seminarii 1625.

EIN BAUERNHAUS AUS DER ZEIT VOR DEM DREISSIGJÄHRIGEN KRIEG

VON ALFONS KOLLING

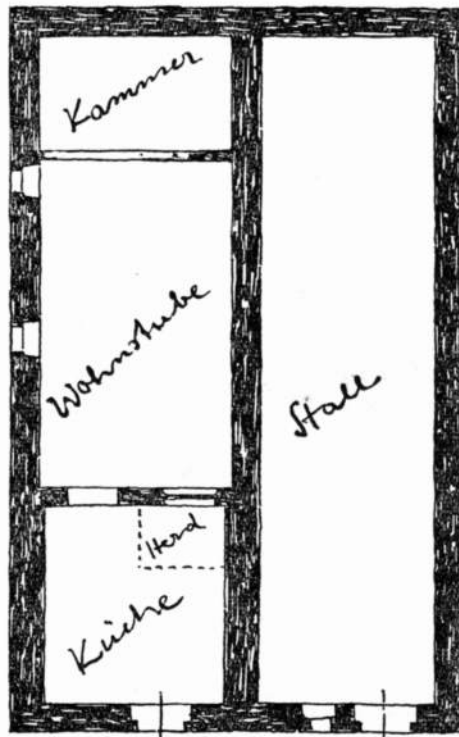
Die derzeitigen sozialen Umschichtungen in einem großen Teil des Saarlandes müssen einem unbeteiligten Beobachter atemberaubend vorkommen. Bergmannsbauer — das war einmal. Wo der Großvater seine Mähmaschine abstellte, pflügt der Enkel sein Ziergras. Zwischen dem Kopfsteinpflaster wächst Unkraut. Aus der Scheune wird ein Wohnhaus. Zweckmäßige und formschöne Tür- und Fenster-gewände aus Sandstein verschwinden unter Putz. In der Feldgemarkung nimmt das Brachland zu. Das bunte Bild des Hütebetriebs zur Herbstzeit ist ver-schwunden. Schafherden werden häufiger, und das Rebhuhn streicht wie vor alter Zeit über eine Steppe. Fichten breiten sich auf nicht unwertigen Acker-böden aus. Neubauten schlechter Proportion lassen die Dorfsilhouette bizarr werden. In langen unorganischen Strahlen fressen sich Koloniestraßen mit limonadig getünchten Häusern in die Dorfllur. Die Moderne ließ ihre Zügel schießen. Verantwortliche Leute landwirtschaftlicher Institute und der Landes-planung müssen einen harten Kampf durchstehen, um zu retten, was noch zu retten ist. Sie sagen dem Bauern (dort, wo er sein Leben noch fristet): „Rück ab von überlebten Arbeitsmethoden und mach den Betrieb wieder rentabel. Laß aber um Gotteswillen durch sachkundige und fähige Architekten bauen!“ ¹⁾ Das überkommene Bauernhaus, daran kann kein Zweifel sein, ist also dem Untergang geweiht. Gerade noch zur rechten Zeit fand es seine kulturhisto-rische Würdigung. In zwei Arbeiten wurden vor diesem Kriege die ver-schiedenen Erscheinungsformen nach Wohn- und Betriebsfunktionen untersucht, Inventar und architektonischer Schmuck erläutert und gewürdigt. ²⁾ Unter-suchungsobjekte waren Häuser, die frühestens um das Jahr 1700 gebaut wurden. Es heißt: „Nach unten hin kommt man über das Jahr 1700 nicht hinaus.“ ³⁾ Ein Bauernhaus, das den Dreißigjährigen Krieg überstand, wurde den Autoren nicht bekannt. Man glaubt, daß bei der konservativen Haltung des Bauern das saarländische Haus eine gradlinige Entwicklung hat und daß das sogenannte Einhaus bereits vor dem Dreißigjährigen Krieg existierte. Die Frage also, wie die mittellalterlichen Bauern, die „armen Lude“ im Saarland wohnten, blieb offen.

Was sollte auch an Bausubstanz viel übrig bleiben aus einer Zeit, von der Dom Calmet, der lothringische Historiker, sagt, Lothringen allein habe mehr Unglück erlitten als Jerusalem! Was nicht „peste, fame, bello“ gestorben war, hauste nach dem Dreißigjährigen Krieg in Trümmern. Die geringen verbauten und bisher bekannten Reste ländlicher Häuser da und dort aus dem 17. Jahr-hundert geben keine Vorstellung über das Haus von damals. Eines erscheint jedoch gewiß: Das Bauernhaus des 18. Jahrhunderts in seinem bekannten stattlichen, wohlhabenden Aussehen gab es vor dem Dreißigjährigen Krieg

nicht. Hatte doch der Bauer der Barockzeit ungleich günstigere Voraussetzungen zum Bauen. Der merkantile Aufschwung des 18. Jahrhunderts brachte Geld ins Land und ermöglichte dem Bauern einen Spargroschen. Aber auch die Gestaltungsweise mag durch mancherlei Einflüsse bestimmt worden sein. Es kann doch wohl möglich sein, daß die vielen ausländischen Bauhandwerker, die nach dem Religionskrieg das Land überschwemmten, mancherlei fremde Bausitten hier einbürgerten. *) Wie aber sah es mit dem Bauen vor dem Dreißigjährigen Krieg aus?

Anläßlich der Erbauung des Dorfes Ludweiler im Warndt gab Graf Ludwig von Nassau-Saarbrücken (1604) nachfolgende Anordnung: ⁵⁾ „... Damit nun ... denen Wir an bemelten Ort zu bauwen erlauben, obangedeut vorhaben mit erbauung besagtes Dorfes desto bestendiger und nützlicher ins Werk setzen, feine dügliche Wohnungen und Gebeuw, und nit geringfügige litterliche Hütten, wie an umliegenden Orten geschehen, anstellen und zurichten mögen ...“ Ein solides ländliches Haus war demnach in dieser Zeit keine Selbstverständlichkeit. Im übrigen deutet der Ausdruck „Wohnungen und Gebeuw“ auf getrennt errichtete Scheunen.

Abb. 13 Glücklicherweise hat sich nun doch ein Bauernhaus aus der Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg erhalten. Der Verfasser wurde auf ein Gebäude in Lautenbach, Kreis Ottweiler, aufmerksam gemacht, das, heute zweckentfremdet, eine ziemlich genaue Rekonstruktion eines mittelalterlichen ländlichen Hauses



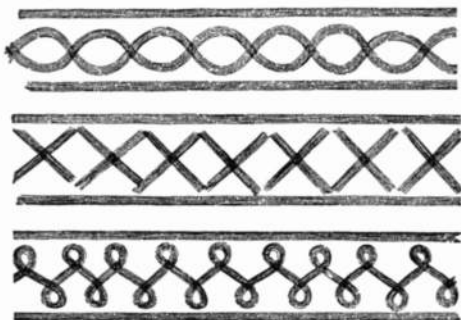
Grundriß des Bauernhauses in Lautenbach

erlaubt. ⁶⁾ Das Haus steht in einem Ortsbereich, der „Am Hofhaus“ genannt wird. Es ist seit dem 18. Jahrhundert in ein Wirtschaftsgebäude zu einem Bauernhof einbezogen. Auf einem verschwundenen Türsturz innerhalb des Hauses stand die Jahreszahl 1608.

Das Haus, mit dem Giebel zur Straße errichtet, ist der Länge nach in Wohnung und Stall aufgeteilt. Die Außenwände sind gemischt in Massiv- und Fachwerkbauweise errichtet, die Gefache mit Sandsteinmauerwerk gefüllt. Das Ausmaß beträgt in der Länge 12,50 m, in der Breite 8 m. Heute schließt sich das Haus mit einem Pultdach an eine Scheune an. Die Baunaht zur Scheune zeigt jedoch nicht die ursprüngliche Breitenausdehnung an. Die betreffende Wand muß um ein wenig weiter scheunenwärts gestanden haben. Ehedem dürfte ein Satteldach vorhanden gewesen sein, wahrscheinlich mit Stroh eingedeckt.

Zu beiden Hausteilen — Wohnung und Stall — geschieht der Eintritt getrennt durch quergeteilte Türen. Eine fensterlose Küche öffnet sich unmittelbar nach außen. Sie mißt 3,15 mal 3,50 m. An der Rückwand derselben befand sich der Herd, dessen Kamin, Harscht genannt, bei geschlossener Tür dem Raum das einzige Licht spendete. Der Kamin nimmt mit seiner Fundierung in Häusern des 18. Jahrhunderts vielerorts den ganzen Küchenraum ein, verjüngt sich jedoch nach oben sehr stark, um als Schornstein gewöhnlichen Ausmaßes das

Dach zu durchstoßen. ⁷⁾ Im engeren Sinn versteht man unter „Harscht“ die Einengung des Kamins über der Herdstätte. Hier hingen während des ganzen Jahres Würste und Speckseiten im Rauch. Eine solche Küche wurde im Lauf der Zeit glänzend schwarz. In der Hetschermühle bei Eimersdorf, Kreis Merzig, ist eine Harscht heute noch zu sehen. ⁸⁾ Die Gestaltung der Harscht im Lautenbacher Haus ist nicht mehr rekonstruierbar. Eine gußeiserne Ofenplatte beheizte die anschließende Wohnstube. Die Platte war vor einigen Jahren noch



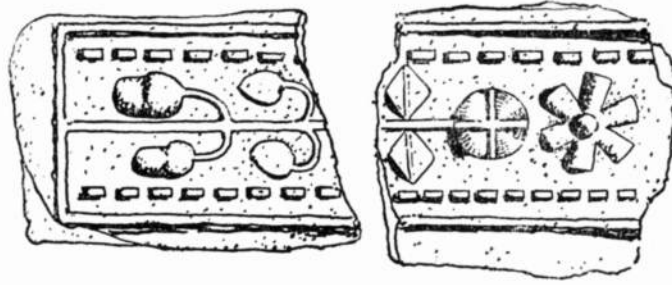
Deckenmuster in Kammstrich

vorhanden und ließ zwischen einer Umrahmung im Renaissance-Stil undeutlich einen Kopf und eine Lanzenspitze erkennen. Anscheinend waren David und Goliath abgebildet. Von der Feuerstelle ist nichts mehr vorhanden. Der Fußboden ist mit den Sandsteinplatten ausgelegt. In der Wohnstube ist noch die profilierte Sandsteinumrahmung der Ofenplatte zu sehen, überhöht von einer Abstellnische. Die Heizung wurde im 18. Jahrhundert verbessert, indem man neben diese sogenannte Tak einen steinernen Ofen stellte. Die Ausmaße der Stube sind 3,30 mal 5 m bei 2 m Höhe. Die Decke wird durch schwere, dicht liegende Balken getragen. In den Zwischenräumen befindet sich ein Lehmstroh-Glattstrich, der mit den Unterkanten der Balken eine durchgängige Deckenfläche bildet. In die schmalen Lehmstrohfelder ist eine Kammstrichmusterung eingezogen. Die Motive wechseln unregelmäßig in den einzelnen Streifen mit Kreuz-, Schlingen- und Zopfmuster. Hinter Wohnstube folgt eine Kammer. Die Trennwand ist heute herausgerissen. Wo sie saß, ist an den Zapfenlöchern in einem Deckenbalken zu erkennen. Wahrscheinlich diente der kleine Raum als Schlafkammer. (Zur Benutzung als Alkoven (Bett-nische) ist der Raum zu groß.) Wohnstube und Kammer dürften einen Holzfußboden besessen haben. Zur Wärme-Isolierung wurde das Erdreich unter diesen Räumen einen Meter tief unter Fußbodenniveau ausgeschachtet. Eine Unterkellerung besaß das Haus nicht. Über dem Erdgeschoß befanden sich Dachkammern, deren Gliederung dem Baubestand jedoch nicht mehr zu entnehmen ist. Alle Wohnräume waren glatt verputzt und getüncht. Nur die Wohnstube ist mit zwei kleinen, einen halben Meter hohen, Fenstern erleuchtet. Die ursprüngliche Einteilung des Stalles läßt sich auch nicht mehr erkennen. Eine Scheune dürfte gesondert errichtet gewesen sein.

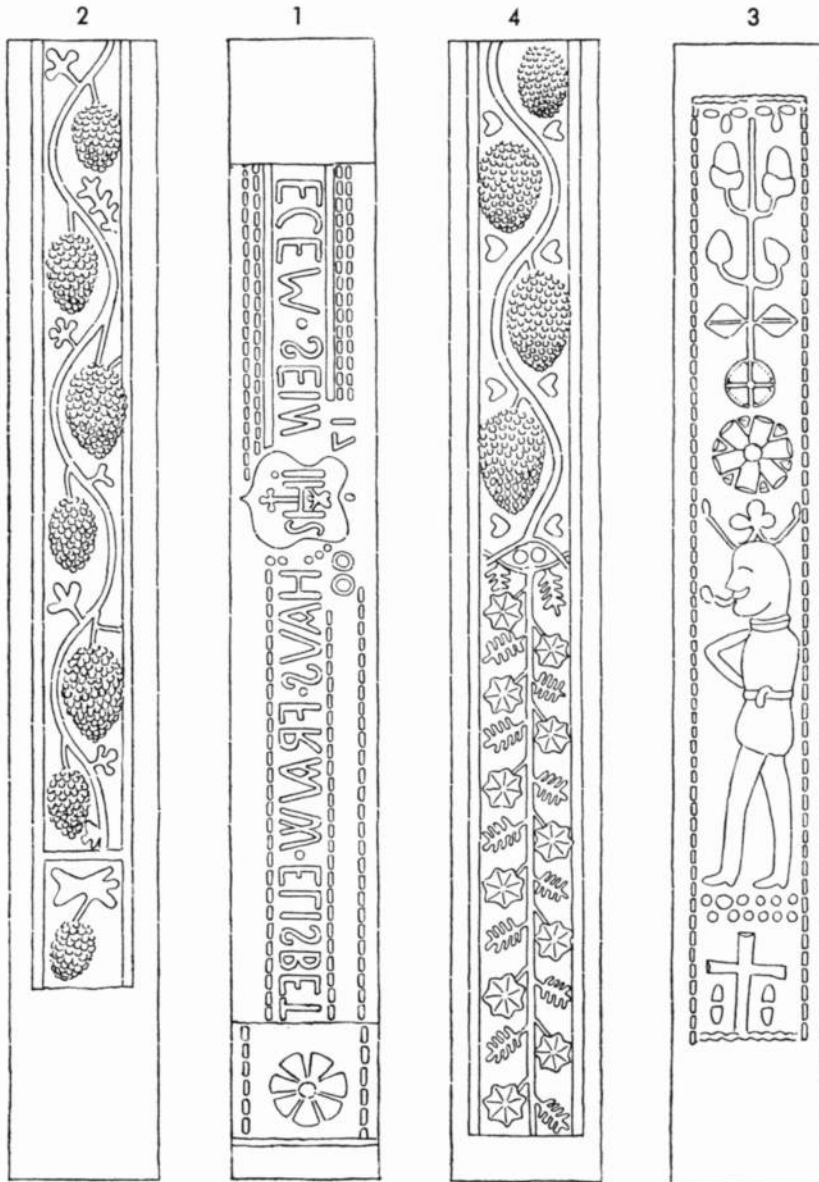


Ausschnitt aus einem bayerischen Votivbild von 1517

Dieser giebelständige Haustyp war während des Mittelalters in Süddeutschland allgemein verbreitet. Im Saarland waren allerdings auch Traufenstellungen der Häuser üblich, wie dies aus einem Ortsplan des Dorfes Losheim im nördlichen Saarland aus der Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg zu ersehen ist. Im



Die 4 Deckenmotive aus Mechern



Vergleich zum Bauernhaus des 18. Jahrhunderts ist das Lauterbacher Haus sehr einfach im Grundriß. Ziehbrunnen und Backofen sind noch nicht in die Küche einbezogen. Einem Hintersassen dürfte jedoch Wohn- und Stallraum vollauf genügt haben.

Das Lauterbacher Haus hat eine gemusterte Lehmdecke mit Balkenunterzügen. In Mechern im Kreis Merzig kamen neuerdings Stuckplatten zum Vorschein, die einem Haus etwa aus der gleichen Zeit angehörten.⁹⁾ Sie müssen zwischen den Deckenbalken einer Wohnstube gesessen haben und zeigen nebeneinanderliegend zwei reliefierte Schmuckstreifen mit Pflanzenmotiven, religiösen Emblemen, geometrischen Mustern, Schrift und Figureschmuck.¹⁰⁾ Zwei Namen sind leserlich: ANTON TIS und FRAW ELISBETHA. Die Schrift ist spiegelverkehrt. Zur Ausformung der Dekoration hatte man Holzmodell und vielleicht auch einzelne Buchstabenstempel. Die Namen geben offenbar die Erbauer des Hauses an. Die Art der Verzierung ist im späteren lothringischen Bauernhaus des 18. Jahrhunderts allgemein verbreitet. Sie gilt als einzig dastehend im Bereich der deutschen Volkskunst.¹¹⁾ Im Haus Rehlinger Straße 49 in Eimersdorf unweit Mechern ist eine solche verzierte Decke aus dem Jahr 1700 noch zu sehen.¹²⁾ Die Schmuckstreifen sind hier zwischen Deckenbalken eingetieft, die durch profilierte Unterzugbalken getragen werden. Dreißig Streifen erschöpfen sich in vier Motiven: Schrift, Rebenmotiv, Pflanzenornamente mit Figur und Rebenornament mit Blumenstengel. Unter einem Christusmonogramm zwischen der Schrift steht die Jahreszahl 1700. Diese war auch in einem Türsturz des fraglichen Hauses ausgehöhlet, gibt also das Entstehungsjahr der Schmuckstreifen an. Einzelne Ornamente in den Motiven, besonders die in Streifen, stimmen mit den Mecherner Reliefs überein. Die Schreibweise des Wortes Frau auf der Mecherner Platte ohne U ist jedoch altertümlicher als „FRAVW“ auf dem Eimersweiler Streifen. Die Decke in Mechern dürfte daher älter sein. Die genannten Übereinstimmungen in der Ornamentik und die geringe Entfernung der beiden Dörfer untereinander machen dennoch wahrscheinlich, daß die Decken durch ein und dieselbe Werkstatt gefertigt wurden. Die entsprechenden Modelle mußten sich dann vererbt haben. Im ganzen gesehen ergeben die geschilderten Überreste dieser spätmittelalterlichen Wohnkultur ein Bild von Klarheit und Einfachheit. Außer Deckenverzierung und Takenplatte sucht das Auge vergeblich nach einem Zeugnis eines auch noch so bescheidenen Überflusses.

Abb. 14

Anmerkungen:

- 1) Vergleiche hierzu den Aufsatz von K. Schwingel „Vom alten zum neuen Saarländischen Bauernhaus“ in Heft 2 dieser Zeitschrift.
- 2) F. Klein, Bauernhaustypen im Saargebiet, Stuttgart 1928 und H. Keuth, Das Bauernhaus der Saar, Zeitschrift des Rhein. Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz, 1929 – Saarland –.
- 3) Klein a. a. O. S. S.
- 4) Vergl. E. Drumm, Die Einwanderung Tiroler Bauhandwerker in das linke Rheingebiet (1660–1730), Zweibrücken 1950.
- 5) Mitgeteilt von J. Barth in „Geschichte und Landschaft der Saar“, Beilage der Saarbrücker Zeitung vom 25. 11. 1953.
- 6) Freundliche Mitteilung von Herrn Jakob Ecker in Lauterbach.
- 7) Klein a. a. O.
- 8) Freundliche Mitteilung von Herrn Landeskonservator Dr. Keller.
- 9) Die Platten waren in der Innenwand eines Hauses vermauert, das im Jahr 1753 errichtet wurde. Sie gehörten also zu einem Haus, das bereits vor diesem Zeitpunkt zum Abbruch gekommen ist.
- 10) Die zeichnerische Ergänzung zum Photo ist nach mehreren Plattenfragmenten erfolgt, die die Fortführung von Schrift und Muster anzeigen.
- 11) Regierungsbauführer Frey, Dorf und Bauernhaus, Lothringen und seine Hauptstadt, Metz 1913, S. 273.
- 12) Freundliche Mitteilung von Herrn Dr. Keller.

DER HOLZHÄNDLER THOMAS KOEHL

Ein Gemälde von Johann Friedrich Dryander

VON RUDOLF BORNSCHEIN

Der 200. Geburtstag unseres nassau-saarbrückischen Hofmalers Johann Friedrich Dryander am 26. April gibt Anlaß, an dieser Stelle ein Gemälde abzubilden, das vom Saarland-Museum 1955 erworben werden konnte. Das fast ausschließlich der Bildnismalerei gewidmete Werk Johann Friedrich Dryanders ist von Karl Lohmeyer, der ihn als erster 1913 wiederentdeckte und ihn seitdem würdigte, in die Tätigkeitsbereiche als Hofmaler, als Maler der Revolution und des Bürgertums aufgegliedert worden. Schon vor dem Krieg war das Schaffen Johann Friedrich Dryanders auch in den Sammlungen des Saarland-Museums in breitem Umfang zur Darstellung gebracht worden. Diese so ausgedehnte Berücksichtigung war besonders sinnvoll, weil Dryanders malerisches und zeichnerisches Werk über die künstlerische Erscheinungsform hinaus so intensiv mit dem Leben in Saarbrücken verbunden ist, eine Verbindung, die auch in den nach dem Krieg hinzugekommenen Neuerwerbungen des Saarland-Museums zutage tritt: Das 1792 entstandene Ölgemälde des Grafen Adolf von Saarbrücken als Kind auf einem Schaukelpferd darf als Beispiel seiner Tätigkeit für den Saarbrücker Hof, das 1794 vor einer Saarlandschaft entstandene Bildnis des Citoyen Labouckly als Beispiel seiner Tätigkeit in der Revolutionszeit und das 1806 entstandene Bildnis seiner Schülerin Margarethe Röchling als Beispiel seiner Tätigkeit als Maler des Bürgertums gelten.

Abb. 15 Das zuletzt erworbene Bildnis des Holzhändlers Thomas Koehl mit seinem Meisterknecht Servaes ist wiederum mit dem Saarbrücker Bürgertum verbunden. Das Ölgemälde trägt die volle Signatur des Malers „F. Dryander pinx. 1810“ und beweist, wie das Bürgertum nach der Zeit der Revolution, nachdem es neuen Besitz gewonnen hatte, wieder als Auftraggeber in Erscheinung trat. Das Gemälde ist im Tagebuch des Malers mit der gleichen Datierung beurkundet. Dryander hat das Bild für Georg Koehl, den Sohn des Dargestellten gemalt und hat in seinem Tagebuch als nähere Einzelheit zum Inhalt des Bildes beschrieben: „In der Ferne Arbeiter, die Holz ins Wasser bringen und etliche Holzhauer, welche nach ihrer Arbeit gehen“.

Die Gestalten des St. Johanner Holzhändlers Thomas Koehl und seines Meisterknechts Servaes stehen großfigurig im Vordergrund, der Meisterknecht in vertraute Nähe zu seinem Herrn gerückt. Vom gefälltten Baum im Vordergrund bis zu dem Arbeitsvorgang am Wasser deutet die Schilderung im Wald auf den Holzhandel. Mittelpunkt der Komposition ist der Holzhändler Thomas Koehl, der wie ein Herrscher gebietend seine Rechte ausstreckt. Nimmt auch in diesem Gemälde die Landschaft für Dryander einen selten breiten Raum ein, so besitzt sie trotz der genauen Naturbeobachtung doch nur den Charakter einer Bühne, auf der die Figuren agieren. Sind auch die Gestalten von Thomas Koehl und seines Meisterknechts Servaes großfigurig in den Vordergrund gerückt, so dominieren, wie immer bei Dryander, doch die im Profil gegebenen Bildnisse. Die Lichtführung lenkt den Blick des Betrachters eindeutig auf Thomas Koehl, auf seinen in feinen Nuancen beleuchteten Kopf, und Dryander versteht so als ein geschickter Regisseur, auf den meisterlichen Zug seines Könnens aufmerksam zu machen, auf das Bildnis.

Das Bildnis des Holzhändlers Thomas Koehl ist 1 $\frac{1}{4}$ Jahre vor dem Tod des Künstlers entstanden. Als Spätwerk gibt es Aufschluß über den Altersstil Dryanders, der sich in diesem Werk durch Klarheit der Komposition, die Betonung des landschaftlichen Elements, die Helligkeit der Farben, die meisterliche Behandlung der Bildnisse und durch romantische Anklänge kennzeichnet.

DER WIEDERAUFBAU DES SAARLAND-MUSEUMS SEIT 1951

VON RUDOLF BORNSCHEIN

Nach dem Krieg verblieben dem Saarland-Museum nur noch die Räume im städtischen Gebäude am St. Johanner Markt. Das Fehlen jeder anderen Ausstellungsmöglichkeit in der Stadt Saarbrücken brachte es wohl mit sich, daß die Räume des Museums für eine lange Zeitdauer allein dem Anspruch auf Wechselausstellungen verfielen. So wurden 1945 in den Museumsräumen eine, 1946 vier, 1947 sechs, 1948 acht, 1949 und 1950 je neun Ausstellungen gezeigt, während die Museumssammlungen nicht in Erscheinung traten.

Die Überprüfung und Klärung des noch vorhandenen Sammlungsgutes war dann eine der Voraussetzungen, um die ursprüngliche Aufgabe des Museums, seinen eigenen Besitz zu zeigen, wieder anzubahnen. Als Anfang erfolgte die Erstellung des ersten festen Museumsraumes im Januar 1952, der nach verschiedenen Durchgangsstadien 1954 seine letzte Formulierung erhielt. War es bei seiner Ersteinrichtung nur möglich, auf Stücke der Sammlung zurückzugreifen, die zu diesem Zeitpunkt noch ausstellungsfähig waren, so konnten im Sommer 1952 bei der Einrichtung des zweiten Raumes restaurierte Stücke des alten Bestandes und schon Neuerwerbungen herangezogen werden. Nachdem in der Folgezeit der schmale Seitentrakt durch einen Umbau in kleine Kabinette aufgegliedert und gleichzeitig ein reizvoller Durchblick geschaffen worden war, kamen bis zum Sommer nochmals vier Räume hinzu. Die feste Sammlung hat seitdem die Hälfte des Rundganges in der ersten Etage mit einem Umfang von sechs Räumen eingenommen, die andere Hälfte blieb noch den jeweiligen Wechselausstellungen vorbehalten.

Die erste kleine Abteilung des festen Museums ist bewußt dem 18. Jahrhundert gewidmet, der letzten kulturellen Blütezeit vor dem Ende des Fürstentums, und die Kunst- und Kulturgeschichte Saarbrückens und des Fürstentums Nassau-Saarbrücken ist bei der Behandlung des Südwestraumes in den Vordergrund gerückt.

Zu dieser Festeinrichtung dienten als notwendige Vorbereitungen zahlreiche Restaurierungen, die nach Wunsch der Museumsleitung von dem Kunstmaler Ernst Sonnet ausgeführt wurden. Einmal waren Restaurierungen dringend erforderlich, um die als Folgen des Krieges entstandenen Schäden zu beheben, dann aber auch, um Stücke des alten Besitzes, Konsolen, Spiegelrahmen, Surporten und Gemälde von entstellenden Übermalungen zu befreien. Als schöne Ergebnisse dieser Bemühungen wurden zum Beispiel bei den Saarbrücker Rokokokonsolen graublau und lachsrote Farben entdeckt, bei einem so wichtigen Bildnis wie dem des Architekten Friedrich Joachim Stengel kam unter der Übermalung ein Wolkenhimmel zum Vorschein und bei dem Bildnis eines unbekannten jungen Mannes von Caspar Pitz wurde die Signatur und die Datierung 1781 sichtbar, durch die genannten Restaurierungen wurden also für die Kunstgeschichte unserer Heimat neue Erkenntnisse gewonnen und alle Stücke

Abb. 19

Abb. 16 Lichthof des Saarland-Museums





Abb. 17 und 18



Innenräume des Saarland-Museums

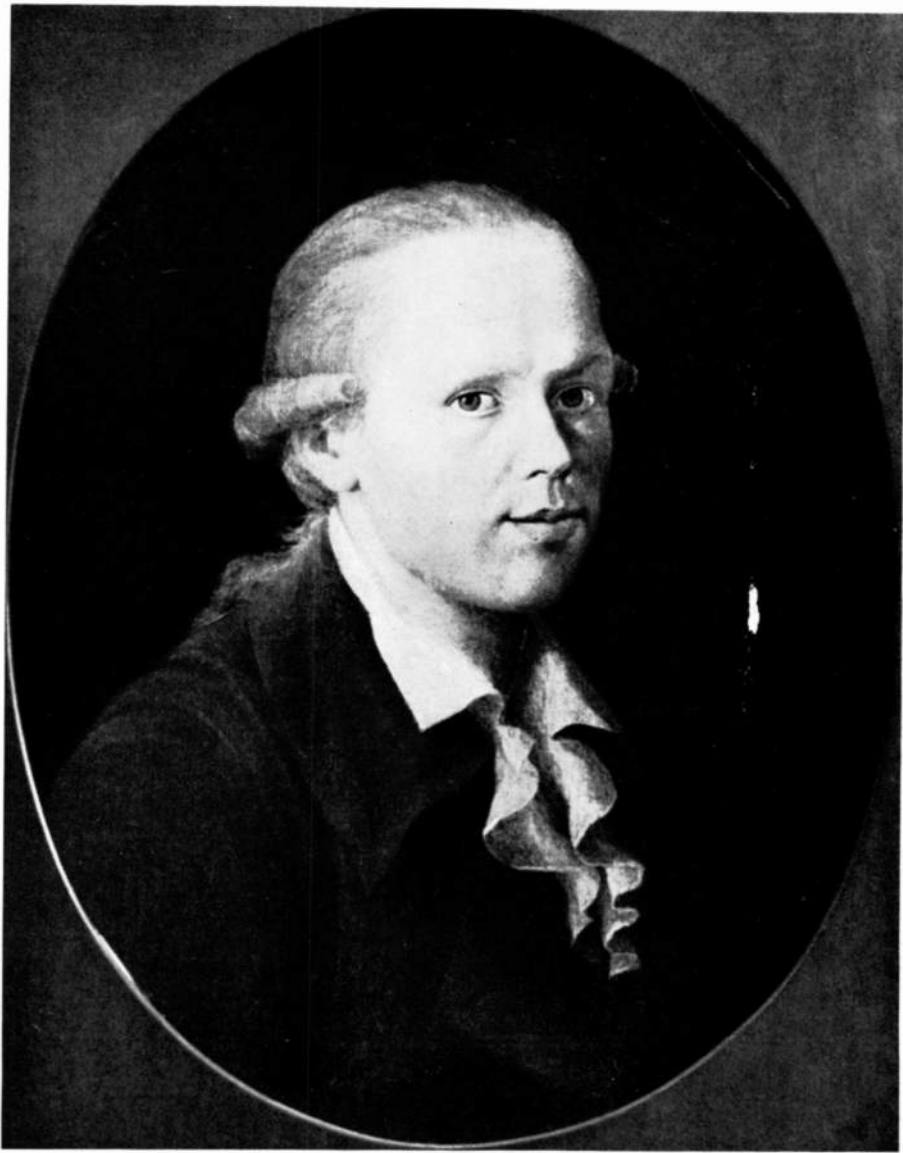


Abb. 19 Johann Caspar Pitz. Bildnis eines jungen Mannes. 1781

als Dokumente zurückerobert. Die Technik der Darstellung mußte auf die Ungunst der Räume Rücksicht nehmen. Die teils schlechten Lichtverhältnisse machten die Einrichtung einer Gemäldegalerie unmöglich. Die Mischtechnik in der Vereinigung von Gemälden, Plastiken, Möbeln, Porzellanen u. a. brachte eine Überwindung der gegebenen Schwierigkeiten und durfte für sich als Vorzug in Anspruch nehmen, die künstlerische Aussage einer Zeit intensiver und unmittelbarer zugleich zur Sprache zu bringen. Selbstverständlich mußten sich auch die technischen Mittel diesen Forderungen sinngemäß angleichen. Erst die Permanenz der Sammlung des 18. Jahrhunderts ermöglichte wieder seit Sommer 1954 die ständige Öffnung und den Rundgang in der ersten Etage des Museums. Die weitere Ausdehnung des Eigenbesitzes war durch die Forderung wechselnder Ausstellungen begrenzt, von denen 1951 sieben, 1952 und 1953 je zehn, 1954 neun und 1955 elf zur Durchführung gelangten.

Als Eigenveranstaltungen des Museums waren darunter die Ausstellungen „Ein Jahrhundert elsässische Kunst“ und „Mittelalterliche Kunst im Trierer Raum“ dem Ziel gewidmet, das Museum durch Berührung mit Nachbarinstituten aus seiner Isolierung herauszuführen und über die eigene Sammlung hinaus einen Blick auf den kulturellen Reichtum der Nachbarräume zu werfen. Bei der Ausstellung „Ein Jahrhundert elsässische Kunst“ bestritt durch das freundliche Entgegenkommen von Herrn Direktor Haug allein das Straßburger Museum die Leihgaben zur Gestaltung eines kunsthistorischen Themas im Rahmen eines landschaftlich begrenzten Raumes, bei der Ausstellung „Mittelalterliche Kunst im Trierer Raum“ gelang die Gestaltung dieses Themas nur dadurch, daß die Abteikirche St. Matthias Trier, das Altertumsmuseum Mainz, das Bischöfliche Museum Trier, das Bistum-Archiv Trier, der Domschatz Trier, die Katholische Pfarrkirche Mettlach, die Katholische Pfarrkirche St. Wendel, das Museum der Stadt Trier, das Rheinische Landesmuseum Trier, die Sammlung Villeroy und Boch, Mettlach, Herr Peter Schaadt, St. Wendel, das Staatsarchiv Koblenz und die Stadtbibliothek Trier großzügig ihre kostbaren Leihgaben gewährten. Sonst weit verstreute Stücke waren zum erstenmal an einem Platz vereinigt und gestatteten die Möglichkeit neuer Forschung und Wertung. Die Bedeutung der Ausstellung bekundete sich allein schon durch die Besucherzahl von 10 143 Personenn und brachte als kunsthistorische Eigenveranstaltung dem Museum seit seinem Bestehen den größten Erfolg.

Abb. 16 Neben der Erstellung der Sammelräume im Innern des Hauses erfolgte auch die Wiederbesetzung des Museumshofes, die die Darbietung der Sammlung von Eisengüssen und die Aufstellung der heimischen Sandsteinplastiken des 18. Jahrhunderts ermöglichte. Die Sammlung der Eisengüsse greift auf alten Bestand zurück und folgt der Bedeutung nach unmittelbar den Sammlungen von Düsseldorf und Metz. Die Sammlung der Sandsteinplastiken beruft sich überwiegend auf Neuerwerbungen, von denen die meisten dem Museum als Schenkungen zuflossen, als Schenkungen von Frau von Braunschweig, Baron Gustav Braun von Stumm, Baronin Mira von Stumm, der evangelischen Gemeinde Saarbrücken und des Herrn Ferdinand von Böcking. Auch die Sandsteinplastiken verlangten teilweise schwierige Restaurierungen, die von dem Bildhauer Otto Häusser ausgeführt wurden. Der Museumshof hat so die Rolle eines Freilichtmuseums übernommen, sein äußerer Rahmen hat wesentlich gewonnen, nachdem auf Veranlassung von Oberbaurat Seeberger bauliche Bereinigungen und die farbige Gestaltung der Fassade erzielt wurden. Insgesamt hat die Festeinrichtung bis Ende 1955 751 Stücke aus Museumsbesitz, darunter 260 Neuerwerbungen, sichtbar gemacht.

Das in den Südwestraum eingebettete Sammelprogramm der Kunst- und Kulturgeschichte alter Zeit wurde 1951 entscheidend durch den Auftrag erweitert, in die Museumsaufgabe auch die Kunst der Gegenwart einzubeziehen. In zwei Teilabschnitten sind im Sommer 1954 und 1955 die zur Begründung einer Galerie moderner Kunst eingebrachten Neuerwerbungen in Sonderausstellungen

gezeigt worden, 1954 mit 11 607 und 1955 mit 11 622 Besuchern. Die bei diesen Ausstellungen aufgelegte Gästeliste ergab als Übersicht, daß 1954 die Besucher aus 200 Orten des Saarlandes und 446 Städten außerhalb des Saarlandes, 1955 aus 256 Orten des Saarlandes und 623 Städten außerhalb des Saarlandes kamen. Die Fülle des Besucherstromes und die Vielzahl der Orte, aus denen er quillt, dürfen wohl als Beweis dafür gelten, daß das Saarland-Museum immer mehr in die Funktion eines Landesmuseums hineinwächst, das nicht mehr provinziell beengt ist. Festeinrichtungen und Wechselausstellungen haben seit 1951 zu einer Steigerung der Besucherzahl beigetragen, die von 16 108 im Jahre 1952 auf 17 758, 1953 auf 18 882, 1954 auf 36 639 und 1955 auf 53 687 angestiegen ist, auch im Vergleich zu anderen Instituten und besonders für Saarbrücken ein positives Ergebnis.

Der Bestand der neugeschaffenen Galerie ist schon auf 300 Beispiele der Malerei, Plastik und Graphik aus der Zeit des 19. und 20. Jahrhunderts angewachsen, — eine Sammlungstätigkeit, die außer den Museumsmitteln überwiegend durch Sondermittel des Kultusministeriums ermöglicht werden konnte —, besitzt aber noch keine feste Unterkunft. Nur ein Neubau kann die ständige Unterbringung dieser Sammlung sichern, die immer mehr dem Interesse auswärtiger Besucher begegnet und einstweilen nur durch die Auswahl einzelner Gruppen in der zweiten Museumsetage recht ungenügend dargeboten werden kann. Auch heute noch ist die Raumnot das schwierigste Problem für das Museum, sie unterbindet einstweilen die Entfaltung aller anderen Museumsabteilungen. So konnten die kunst- und kulturgeschichtlichen Abteilungen, die vom 18. Jahrhundert bis zum Mittelalter zurückreichen, nicht sichtbar gemacht werden, ebensowenig wie die Volkskunst oder die dem Landeskonservator als selbständige Abteilung unterstehende Vor- und Frühgeschichte. Erst eine großzügige Planung kann aus dieser Not herausführen und unserer Bevölkerung, die durch den zahlreichen Besuch ihr Interesse am Saarland-Museum bewiesen hat, zu ihrem Recht verhelfen, den Kunstbesitz des Museums ständig sehen zu können.

HALBZEIT DER SCHAUSPIELSAISON 1955/56

Ein Rückblick auf Spielplan und Aufführungen des Stadttheaters

VON ERICH BOURFEIND

Eine Zwischenbilanz hat einiges für sich, manches gegen sich. Es ist, als sollte über ein unvollendetes Werk ein Urteil abgegeben werden. „Pars pro toto“ kann da nur beschränkte Geltung haben. Schließlich ist ein Spielplan, mindestens der Konzeption nach, ein geistiges Ganzes. Inwiefern die Geschlossenheit der Konzeption bei der Verwirklichung gewahrt bleiben kann, hängt von mancherlei Umständen ab. So wird ein Spielplan, der nicht nur theoretische Planung ist, schon im Hinblick auf die vorhandenen künstlerischen Kräfte aufgestellt. Berücksichtigt werden müssen auch die in früheren Spielzeiten aufgeführten Werke. Dramatische Neuerscheinungen sollen, um den Kontakt mit dem zeitgenössischen Schaffen zu pflegen, einbezogen werden. Fast jede neue Spielzeit bringt auch einen Wechsel im künstlerischen Personal. Wenn nun auch durch Informationen, Vorsprechen und Ansehen die Wirkbreite neuverpflichteter Kräfte abgemessen wurde, so ist bei der Aufstellung des Spielplans die künstlerische Potenz doch noch nicht von der Erfahrung her so ermittelt, daß nicht Spielplanänderungen notwendig werden können. Hinzu kommen vertragliche

Verpflichtungen mit Rollenansprüchen, mit Gastspiel- und Filmurlaub, die vom Spielplan her zu erfüllen sind. Etatgrenzen sowie die Bevölkerungsstruktur des Landes, der Stadt und das kulturelle Allgemeinklima sind fernerhin zu beachten. Also: Die Aufstellung eines Spielplans, der doch gerne als Visitenkarte des Theaters bezeichnet wird, ist schwieriger als mancher Theaterbesucher annehmen mag. Sie ist sogar heute vielleicht entscheidender als in früheren Zeiten, wenn die Sinnerfüllung eines lebendigen Theaters überhaupt und erst recht die eines Subventionstheaters erreicht werden soll.

Jeder Spielplan hat seine Akzente, tragende Werke, um die sich andere spielenswerte Stücke gruppieren. Es muß dabei durchaus nicht nach sogenannten „schweren“ und „leichten“ Werken unterschieden werden. Nur zu leicht ist man bei der Spielplanbetrachtung geneigt, literarhistorischen Maßstäben einen Vorrang einzuräumen, wogegen es vom Theater her doch hauptsächlich darauf ankommt, daß „gutes Theater“ gespielt wird.

Wenn auch das Stadttheater Saarbrücken die Spielzeit 1955/56 mit einer Aufführung des Musiktheaters eröffnete – von einer unseres Erachtens unangemessenen Vorspielzeit mit Reprisen wird aus künstlerischen Erwägungen abgesehen – so soll hier nur der Spielplan des Worttheaters beleuchtet werden, weil dieses in besonderer Weise die geistige Ausrichtung einer Bühne widerspiegelt. Deshalb muß kein unfruchtbarer Streit um Wert und Gültigkeit der beiden Theaterformen heraufbeschworen werden. Daß vom Publikum das Musiktheater hier wie andernorts bevorzugt wird, ist kein Zweifel. Weshalb? Vielleicht weil in der Oper eine Form bürgerlicher Bewahrung des Magischen gegeben ist, das zum Theater seit erdenklichen Zeiten gehört.

Das Schauspiel begann mit Lorcas „Bluthochzeit“ – für Saarbrücken eine Neuheit, nachdem dieser spanische Dramatiker von zahlreichen anderen Bühnen schon früher entdeckt wurde. Das Ineinanderfließen der vom Nichtspanier schwer nachfühlbaren Tiefenströme der spanischen Seele wurde durch die Aufführung der lyrischen Tragödie, die der Intendant Dr. Günter Stark inszenierte, szenisch und atmosphärisch erfaßt und aus dem Bereich eines naheliegenden Realismus in das Mytisch-Symbolhafte emporgehoben. Durch den sorgsam und hingebenden Einsatz der Darsteller kamen Werk und Aufführung bei dem sichtlich ergriffenen Publikum zu einem starken Erfolg.

Wiederum von Dr. Stark inszeniert – seltsamerweise ist in dieser Spielzeit auf die Verpflichtung eines Oberspielleiters verzichtet worden – konnte mit einer Aufführung von Shakespeares „Wintermärchen“ ein kräftiger Akzent im Spielplan gesetzt werden. Die nicht übersehbare Zerteilung dieses märchenhaften Gleichnispiels, in dem sich alle dramatischen Schöpferkräfte Shakespeares begegnen, wurden auch durch die dramaturgische Bearbeitung nicht überwunden. Allem Naturalismus abgeneigt, immer auf die Heraushebung des ideellen Gehaltes bedacht, ließ Dr. Stark, wie schon mehrfach, vor Vorhängen mit wenigen Versatzstücken agieren. Im Wechsel von gestrafften dramatischen Vorgängen und mehr episch ausschweifenden Betrachtungen wurde der Gleichnischarakter des Spiels hintergründig sichtbar. Wenn der erste Teil auch etwas breit als große Tragödie anlief, so brachte der zweite die bewegtere komödienhafte Entfaltung, die der Aufführung eine gute Aufnahme sicherte.

Fast jede der letzten Spielzeiten brachte im Großen Haus auch eine Schauspiel-Uraufführung. Nach Georg Kaisers „Bellerophon“ und Reinhold Schneiders „Abrechnung“ in vorhergehenden Spielzeiten folgte dieses Mal Rolf Lauckners „Hiob“, ein Spätwerk des 1954 verstorbenen Dramatikers, um den es nach manchen Erfolgsstücken still geworden ist. Bei allem hohen Ethos hinterließ Lauckners szenische Formung des alttestamentarischen Stoffes nicht den Eindruck einer starken dramatischen Gestaltungskraft. Die an sich große Problemstellung: Gott – Satan – der Mensch und das Leid täuschte darüber nicht hinweg. Vorspiele im Himmel konnten den naheliegenden Vergleich zu Goethes Faust nicht bestehen. Die ebenfalls gegebene thematische Parallele zu „Faust“, die Welt und Überwelt bis zum Erlösungsgedanken verbindet, ermangelte der gedanklichen Fülle und der dichterischen Potenz. Der Passivität des Dramas vermochten auch Kürzungen, dramaturgische Straffungen, Bühnenmusik und Beleuchtungseffekte keinen theatermotorischen Auftrieb zu geben. Daß die Aufführung dennoch einen guten Publikumserfolg hatte, lag einmal an dem biblischen Thema, das eine eingängige Bühnenillustration erfuhr, zum andern an den intensivierten schauspielerischen Leistungen. Es ist kaum anzunehmen, daß dieses Drama von anderen Bühnen nachgespielt wird.

In mehr als einer Hinsicht befremdend war der Mißerfolg der Bühnenaufführungen von „Woyzeck“ und „Leonce und Lena“. Dabei war die von Dr. Stark inszenierte Aufführung des Woyzeck regielich und darstellerisch zu bejahren. Aber eine Mehrzahl des Publikums fühlte sich unter diesem „Bildungsplumeau“ offensichtlich unbehaglich, ja schokiert. Aus Gesprächen, Zuschriften und öffentlichen Diskussionen war zu entnehmen, daß das fragmentarische, aber genial konzipierte, den späteren Expressionismus vorwegnehmende Werk weder im Ideengehalt (Büchnerscher Prägung) noch der sprachlichen und szenischen Form nach erfaßt worden war. Die Gegenwartsgültigkeit wurde verkannt. Hier war anscheinend – schwer zu verstehen – ein Teil des Abonnentenpublikums überfordert. – Das anschließend aufgeführte Lustspiel Büchners „Leonce und Lena“ befremdete als unverkennbare Fehlinszenierung. Knut Roenneke, ein ohne Zweifel begabter jüngerer Regisseur, vergewaltigte geradezu dieses „köstliche, sanft wie Perlmutter schimmernde Lustspiel“ (Kasimir Edschmidt). Das Werk wurde zur Posse, zur Clownerie. Das Recht auf Experimente kann da nicht zur Rechtfertigung geltend gemacht werden. Auch das Regie-Theater muß sich seiner Grenzen bewußt bleiben. Diese Grenzen sind mit der dichterischen Substanz gegeben. Und die hat Büchners Lustspiel. Wußte die Intendanz um diese Regiekonzeption? Hatte man sich nicht über ein Ganzheitsbild Büchners besprochen? Ob an einer anderen Bühne ähnliches versucht wurde, besagt wenig. Hamlet wurde schon im Frack gespielt. Heute lächelt man darüber. Jedenfalls war diese Art von Originalität unoriginell.

Ursprünglich im Spielplan nicht vorgesehen kam – wohl als Ersatz für Büchner – Goethes „Iphigenie“ in kurzfristiger Vorbereitung unter der Regie von Dr. Stark heraus. Das sprachschöne Drama vom Adel hohen Menschentums, das durch seine Einvermählung griechischen Geisteserbes in das deutsche Seelentum des 18. Jahrhundert typisch „klassisch“ ist, erfuhr unter den gegebenen Besetzungsverhältnissen – eine zwar nicht vollkommene, aber eindrucksvolle Aufführung. Es gibt Werke, deren dichterische Kraft so groß ist, daß sie kaum verspielt werden kann. Daß Lautstärke nicht unbedingt der Erschütterung und Verinnerlichung dient,

erwies sich bei der Wahnsinnsszene des Orest. Durch Erkrankung notwendige Umbesetzungen brachten keine wesentlichen Neueindrücke.

Die Reihe dieser gewichtigen Aufführungen wurde von Thornton Wilders Farce „Die Heiratsvermittlerin“ unterbrochen und aufgelockert. Nestroys „Einen Jux will er sich machen“ hat durch Wilders Bearbeitung gewonnen. Die zur Posse gehörende Vorliebe für derbkomische, karikaturistische Übertreibung wurde von dem Gastregisseur Siegfried Süssenguth bis zur tragbaren Grenze des Klamauks ausgewertet. (Die Berliner Festwochen-Aufführung war darin zurückhaltender und ließ den von Wilder selbst angedeuteten, verborgenen menschlichen Grundton spürbar werden).

Bedeutsamer waren die Unterbrechungen der Schauspiel-Eigenaufführungen durch deutsche Ensemble-Gastspiele, die ersten, die seit der Wiedereröffnung des Theaters nach Kriegsende in Saarbrücken stattfanden. Zunächst gastierte ein Ensemble des Wiener Burgtheaters mit Billingers Dramatisierung von Knut Hamsuns Erzählung „Victoria“. Über diese Dramatisierung ist seit der Uraufführung in Wien viel diskutiert worden, und man hätte sich wohl ein anderes Werk von größerem dramatischen Gewicht gewünscht. Daß die Aufführung dennoch zu einem Erlebnis wurde, war der großen Schauspielkunst der Gäste zu verdanken. Wenn Käthe Gold und Josef Meinrad in den Hauptrollen besonders hervorgehoben werden, so soll doch ausdrücklich betont sein, daß nicht Star-, sondern Ensembleleistung die Aufführung zum Erfolg brachte. Sprechkunst, mimisches Ausdrucksvermögen und eine geradezu musikalische Spielführung überwand alle Vorbehalte gegenüber der Dramatisierung. Das Publikum war begeistert. — Kaum einen Monat später gastierte ein Berliner Ensemble mit Lessings „Nathan der Weise“. Fast auf den Tag wurde damit der 175. Wiederkehr des Todes von Lessing gedacht. Der Aufführung lag die von Karlheinz Stroux für die Ruhrfestspiele geschaffene Inszenierung zugrunde. Jeder rational-lehrhafte Charakter wurde durch eine realistisch gelockerte Spielführung überwunden. Das Erlebnis dieser Aufführung lag bei Ernst Deutsch in der Rolle des Nathan. Die Ringparabel und die Schilderung des Judenprogroms waren überragende Höhepunkte. Auch in den andern Rollen wurde fein nuancierte Darstellungskunst geboten. — Solche Gastspiele haben nicht nur einen künstlerischen Sensationswert, sie vermitteln eine Vorstellung von höchster Sinnerfüllung der Schauspielkunst. Ein naheliegender Vergleich mit Aufführungen des eigenen Ensembles ist natürlich nur mit Vorbehalten und Einschränkungen möglich.

In den letzten Spielzeiten hat die Kammerspielbühne eine beachtliche und erfreuliche Aufwärtsentwicklung genommen. Das Interesse an ihr ist bei dem Publikum gestiegen, das zeigen schon die vermehrten Abonnentenreihen. Allerdings werden anscheinend schon Konzessionen an den Abonnenten-Massengeschmack gemacht. So erklärt sich wohl die Aufnahme eines Stückes wie „Meine Schwester und ich“ in den Spielplan der Kammerspielbühne. Der ursprüngliche Charakter als Bühne für Problem- und Diskussionsstücke scheint zurückzutreten.

Vielversprechend begann die Kammerspielbühne ihre Spielzeit mit Eliots erfolgreicher Komödie „Der Privatsekretär“. Der mit Christopher Fry zu den bedeutenden englischen Vertretern des poetischen Dramas gehörende Dichter, der seinen Weg als Dramatiker aus bewußter theoretischer Besinnung gegangen ist, hat mit dem „Privatsekretär“ ein Bühnenwerk geschaffen, das unter der mehr komödienhaften Oberfläche eines Gesell-

schaftsstückes Erkenntnisfragen über den Sinn des Lebens und das Verhältnis der Menschen zueinander auslotet. Die Anlehnung an ein antikes Euripides-Thema ist erkennbar. Und das ist verständlich, wenn man weiß, daß der Theoretiker Eliot das griechische und mittelalterliche Drama als Ausgangsstellungen für die Schaffung eines modernen Dramenstils betrachtete — im Gegensatz zum realistischen und naturalistischen Drama. Die von Knut Roenneke einfühlsam inszenierte Aufführung hatte bei vortrefflichem Ensemblestil eine in sich fast kammermusikalisch abgestimmte Dichte, wie sie nicht oft erreicht wird oder erreicht werden kann. Nach Werk und Aufführung ein guter Anfang.

Mit Christopher Frys „Das Dunkel ist licht genug“ wurde die Folge früherer Fry-Inszenierungen fortgesetzt. Dieses Stück in historischem Gewande hat den echten Komödiencharakter lächelnder Heiterkeit, hinter deren Transparenz Schicksalsfragen der Menschen wirksam bleiben. Mehr als in anderen Stücken ist eine ethische Tendenz betont. Das Bekenntnis zu jedem Leben, die Demut in der Bewertung des anderen Menschen und die Ehrfurcht im Glauben an das Einbeschlossensein in eine höhere Ordnung. Brigitte Dryander, die auch die früheren Fry-Aufführungen inszenierte, wahrte den Komödiencharakter, akzentuierte die dramatischeren Stellen und war auf eine Verdichtung des gelegentlich mosaikartigen Auspielens einzelner Rollen bedacht.

Ein Roman in szenischen Bildern kam mit Cronins „Dr. med. Paul Venner“ zur Aufführung. Der mehr epische Charakter neuerer Dramatik ist bekannt. In diesem einzigen Bühnenwerk des bekannten Romanautors tritt er in den ersten Bildern etwas lähmend hervor. Die Wandlung des hinter Verbitterung, Opposition und Schroffheit sich tarnenden Arztes zum Liebenden und zum Glauben an eine höhere Welt ist zum Schluß recht romanhaft und streift das Sentimentale. Aber es wirkte auf das Publikum, obgleich in der Inszenierung von Kurt Ehrle das Atmosphärische zu kurz kam.

Großen und berechtigten Erfolg hatte die von Knut Roenneke mit differenziertem Elan inszenierte Aufführung von Shaws Komödie „Helden“. Trotz der mehr als 50 Jahre seit ihrer Entstehung hat die in geistvollem Feuerwerk sich versprühende Desillusion des Heldentums auch heute noch oder gerade heute mitreißende Wirkung. Wenn dazu eine gute Ensembleleistung kam, ist es zu verstehen, daß diese Komödie die bisher höchste Aufführungszahl erreicht hat.

Als deutschsprachige Erstaufführung kam die fünftaktige Komödie „Funken in der Asche“, auch in der Inszenierung von Knut Roenneke, heraus. Mit dieser Komödie bekundet der durch zahlreiche Bühnenwerke bekannt gewordene tschechische Dramatiker seine Verbundenheit mit dem Theater und seinen Menschen.

Es ist ein amüsantes, unterhaltsames Stück, das in Schauspielerkreisen spielt, kein gewichtiges Werk seiner Gattung, aber in seinen wechselnden hellen und dunklen Tönen und in seiner Charakterkomik ansprechend und auch zum Nachdenken anregend. Die Aufführung hatte Schwung und bot in den einzelnen Typen die Möglichkeit zu profilierten Einzelleistungen.

Eine Halbjahresbilanz des Schauspiels sollte vor allem vom Spielplan her in diesen Ausführungen aufgestellt werden. Als Ergebnis zeigt der Überblick, daß die bisher aufgeführten Werke den Willen zur Sinnerfüllung des Theaters bekunden, anregend und erregend sinnbildliche Darstellungen

des Lebens zu sein. Zeitlich spannt sich der Bogen von Shakespeares Welttheater bis zur zeitgenössischen Dramatik. Der jüngere Nachwuchs erschien allerdings nicht auf dem Spielplan. Eine Überbetonung des Bildungstheaters trat zurück. Vorsichtige Bedachtsamkeit in der Auswahl der Stücke und Dosierung der Gattungen läßt den Blick auf Abonnenten und Besucherorganisationen erspüren. Der einmal versprochene Blick auf die Jugend ist aber noch verhangen. Noch steht die Einlösung von Vorschau=Versprechen aus. Ob man zum Beispiel Zuckmayers letztes Werk „Das kalte Licht“ aufführen oder im Hinblick auf Erfolge bzw. Mißerfolge des Werkes an anderen Bühnen — auch vorsichtig — Abstand nehmen wird? Die Antwort kann auch ein Beitrag zur Bewertung der Spielplangestaltung sein.

SAARBRÜCKER MUSIKBRIEF

VON ERNST STILZ

Oper

Die Opernspielpläne sind bekanntlich nicht nur in Saarbrücken, sondern auch sonstwo in Gefahr zu erstarren. Im Turnus von etwa fünf Jahren erscheinen mit fast mathematischer Regelmäßigkeit immer wieder die gleichen „beliebten“ Repertoire-Opern. Daneben bleibt nur wenig Raum für zeitgenössische Werke und solche Stücke der Vergangenheit, die, obwohl wertvoll und bedeutsam, doch aus irgend einem Grunde nicht gerade die Lieblinge des Publikums geworden sind. Nun kann auf der einen Seite gerade unser Theater es sich leisten, bei der Auswahl von Opern nicht allein den Gesichtspunkt der Publikumsbeliebtheit walten zu lassen, da es den beneidenswerten Vorzug hat, so gut wie keine Besuchersorgen zu kennen. Auf der anderen Seite aber sind auch ihm die Hände gebunden. So hat gerade der oben genannte Vorzug auch seine Kehrseite. Der große Stamm der Besucher in Mietreihen und anderen Besucherorganisationen gewährleistet zwar ein „rentables“ Ausspielen jeder Neuinszenierung, führt aber zu einer Terminnot, die die Zahl der möglichen Neuinszenierungen stark begrenzt. Es leuchtet ein, daß man bei 15 Neuinszenierungen dem Spielplan leichter Form und Format zu geben imstande wäre, als bei neun oder zehn. Das Schauspiel ist durch die Einbeziehung der Kammer-spielbühne in einer weit glücklicheren Lage und hat mit seinen fast 20 im diesjährigen Spielplan vorgesehenen Werken — zehn im großen, neun im kleinen Haus — ohne Zweifel, schon äußerlich gesehen, ein gewisses Übergewicht über die Oper gewonnen.

Trotz dieses engen Spielraums in der Oper hat der Opernspielplan dieses Jahres durchaus ein Gesicht. Neben einigen immer wiederkehrenden Werken stehen eine ganze Reihe von solchen, die in Saarbrücken entweder überhaupt noch nicht oder doch schon seit längerer Zeit nicht mehr aufgeführt worden sind, z. B. „Der schwarze Peter“ von Schultze und „Ero der Schelm“ von Gotovac, und selbst ehemals so beliebte Werke wie „Manon“ von Massenet und „André Chenier“ von Giordano sind so lange nicht mehr hier gegeben worden, daß man beinahe von Ausgrabungen sprechen kann. Die eigentliche „Repertoire-Oper“ nimmt also, vermutlich sehr zum Leidwesen der Mieter, einen verhältnismäßig kleinen Raum ein; dagegen stellen Werke wie „Tristan“, „Ariadne auf Naxos“, ja selbst „Fi-

delio“ und „Cosi fan tutte“ schon Ansprüche an den Hörer. Diese Werke sind wie „Wildschütz“ und „Maskenball“ nach dem Krieg bereits aufgeführt worden, sind aber bedeutsam genug, daß sie nun im zweiten Turnus wieder erscheinen. Man darf also mit der künstlerischen Gestaltung des Opernspielplans durchaus zufrieden sein und feststellen, daß es der Intendanz gelungen ist, die einander widerstrebenden beiden Komponenten eines Spielplans, nämlich die künstlerischen Erfordernisse und die – sagen wir – ökonomischen, die mit den Wünschen des Publikums zu rechnen haben, mit und gegeneinander auszugleichen.

Das heißt aber nun nicht, die Suche nach weiteren Möglichkeiten der Auflockerung und Differenzierung des Spielplans aufzugeben. Ließen sich z. B. nicht gewisse Repertoire=Opern über mehrere Spielzeiten hinweg ganz oder teilweise außerhalb der Mietreihen aufführen? Unbeschadet der sich durch den ständigen Wechsel im Opernpersonal und insbesondere durch die hohen Leihgebühren für das Aufführungsmaterial bei langen Leihfristen ergebenden Schwierigkeiten. Natürlich könnte dies nur in einem weit bescheideneren Rahmen geschehen als an großen Bühnen. Das Leihmaterial könnte jeweils für kürzere Zeiträume und wenige Aufführungen bezogen werden. Den Mietern könnten, soweit diese Aufführungen nicht durch die Mietreihen laufen, Ermäßigungen oder Gutscheine für diese Aufführungen gewährt werden, so daß sie sogar in stärkerem Maße als bisher die Möglichkeit hätten, sich ihre Werke selbst auszusuchen. Daß allerdings ein solcher, quasi selbständig neben dem regulären Spielplan einherlaufender Repertoireplan erhebliche Zusatzarbeit macht, ist klar.

Im Spielplan bliebe jedoch noch mehr Raum als bisher für selten aufgeführte Werke, etwa den unbekannteren Mozart und Verdi, für Götz „Der Widerspenstigen Zähmung“, Wolf „Corregidor“, für Werke von Marschner, Cornelius („Barbier von Bagdad“), Moussorgsky („Boris Godunoff“) oder neuere Opern von Pfitzner (wenn nicht „Palestrina“, so doch „Armer Heinrich“), Graener, Leo Blech, Reznicek, Wolf-Ferrari, ganz zu schweigen von zeitgenössischen Werken. Der Plan, in diesem Jahr Mozartaufführungen früherer Jahre wieder aufzunehmen, liegt übrigens in gleicher Richtung.

Weiterhin kämen dadurch unter Umständen mehr Werke als bisher in den freien Verkauf, wobei es auf einen Versuch ankäme festzustellen, ob nicht auch die Stammbesucher neben ihren Mietaufführungen die eine oder andere der nicht in ihrer Reihe enthaltenen Repertoire=Opern besuchen würden.

Endlich könnten dadurch auch die Wochenspielpläne, die zuweilen gleichförmig sind und namentlich auswärtigen Besuchern wenig Auswahlmöglichkeiten bieten, abwechslungsreicher gestaltet werden.

Übrigens könnte die Zahl der Neuinszenierungen in einer Spielzeit schon dadurch erhöht werden, daß in den großen Mietreihen nicht alle und nicht die gleichen Opern erscheinen. Natürlich kann ein solcher Versuch um der Mieter willen nur in vorsichtiger Dosierung unternommen werden.

Es ist schade, daß die Enge der Kammerspielbühne nicht auch die Oper von ihren Möglichkeiten profitieren läßt. Die Hauptschwierigkeit macht dabei die Aufstellung des Orchesters, denn Objekte für derartige Versuche, die mit Strawinskys „Geschichte vom Soldaten“ vor einigen Jahren und heuer mit dem Lustspiel „Meine Schwester und ich“ erfolgreich begonnen worden sind, wären im älteren Singspiel und der älteren Buffo=

Oper, sowie in der neueren Kammeroper vorhanden. Pergolesis „Magd als Herrin“ läßt sich beispielsweise mit solistisch besetzten Streichern, einer Besetzung, die klanglich geradezu eine Delikatesse ist, d. h. mit fünf Mann plus Cembalo, einwandfrei aufführen. In ähnlicher Besetzung gibt es entzückende Operchen von Telemann.

Die Aufführungen der ersten Hälfte dieser Spielzeit standen durchweg auf beachtlichem künstlerischen Niveau. Der schönen Neueinstudierung von Beethovens „Fidelio“ gab trotz der hervorstechenden, verinnerlichten, spielerisch und gesanglich in sich abgerundeten Leistung Elisabeth Thomas in der Titelrolle ein ausgewogenes Ensemble schöner Stimmen und der vortreffliche musikalische Gesamtablauf unter Philipp Wüsts umsichtiger und sorgfältiger Führung das Gepräge. Es wurde besonders deutlich in den Mehrgesängen des 1. Aktes, etwa dem Kanonquartett, in dem neben E. Thoma der leichtansprechende, liebeliche Sopran Waltraud Kriegs, der angenehme Tenor Walter Maurers und der dunkle, sonore Baß Josef Prehms beteiligt waren. Die schwierige Partie des Florestan meisterte Philipp Rasp spielerisch geschickt und stimmlich sicher. In den übrigen Rollen waren Ralph Telasko, Wilhelm Leitner, Hans Peter und Andreas Camillo=Agrelli beschäftigt. Die Inszenierung Dr. Ludwig Schiedermairs mit charakteristischen Bildern Heinz Dahms und den exquisiten Kostümen Friedel Towaes gab unaufdringlich der Musik den lebendigen Rahmen.

Unter der beschwingten, sehr geschickt die dramatischen Akzente gebenden Leitung Carl Johanssons kamen Verdis „Maskenball“ und Lortzings unverwundlicher „Wildschütz“ heraus. Dabei blieben aus „Maskenball“ die überragende Gestaltung der Amelia durch Ruth Ostermeyer, Wilh. Leitners Graf Ankarström, sowie das eindrucksvolle Debut der neuverpflichteten Altistin Lise Sorell in Erinnerung. Im „Wildschütz“ wirkte Helga Maria Horten günstiger als in „Maskenball“. Ihre nicht sehr große, aber, wenn sie nicht forzieren muß, angenehme Stimme bedarf besonderer Behutsamkeit in der Orchesterbegleitung. Als Gräfin stellte sich die neuverpflichtete Margarethe Sjöstedt vor, die in ihrer Rolle naturgemäß mehr nach der agierenden Seite als nach der singenden zur Entfaltung kommen konnte. Über einen schönen klangvollen Bariton verfügt Andreas Camillo=Agrelli. Daß Johannes Trefny wiederum alle Register eines wirksamen Buffspiels zu ziehen verstand, braucht kaum betont zu werden, wohl aber, daß es ihm gelingt, auch in einer so oft von ihm verkörperten Rolle der Schablone zu entgehen. Gut wirkten in beiden Opern bewährte alte Kräfte wie Waltraud Krieg, Josef Prehm, E. Nachbauer.

Eine hübsche Überraschung war die Aufnahme von Norbert Schultzes „Schwarzer Peter“. „Oper für kleine und große Leute“ nennt er sein Werk. Man weiß, daß eine Märchenoper zu den problematischsten Dingen der Opernkomposition gehört. Sie soll der Auffassungskraft des Kindes entsprechen, aber auch den Großen noch etwas zu sagen haben. Als Vorbild stellt man gern Humperdincks „Hänsel und Gretel“ hin, obwohl diese Oper gerade im Musikalischen, im bombastischen, fast Wagnerschen Gebrauch der musikalischen Mittel über die Fassungskraft des Kindes hinausgeht, und ohne Vorbereitung, etwa vorherige Lektüre des Textbuches, in vielen Teilen eben wegen des Übergewichts der Musik garnicht verstanden werden kann. Dieser doppelten Gefahr ist N. Schultze aufs Glücklichste entgangen. Gewiß geschah dies bewußt auf Kosten des musikalischen Apparates, den Schultze zurückhaltend und so einfach wie möglich hand-

habt. Manche seiner Kritiker mögen seine Musik, die vielfach aus Kinderliedmelodien schöpft, primitiv, allzu unbekümmert, ja operettenhaft nennen. Orff hätte und hat dies (in „Die Kluge“) vielleicht anspruchsvoller für den erwachsenen Hörer gemacht. „Der schwarze Peter“ ist aber bis jetzt die einzige, wirklich kindgemäße Märchenoper geblieben. Man darf hinzufügen, daß im wohl gelungenen, ebenfalls denkbar schlichten Textbuch hinter dem reinen Märchengeschehen etwas Gleichnishafte spürbar wird, das wegen seiner Unaufdringlichkeit erzieherisch wertvoll ist. Die Inszenierung durch Hans Scherer als Gast, einen Spezialisten für dieses Werk, war ein Kabinettstück für sich. Er verstand es, das Spiel der Einzeldarsteller, von denen hier einen hervorzuheben ein Unrecht gegenüber den anderen bedeuten würde, das Bühnenbild (Heinz Dahm), Kostüme (Friedel Towae), die Tänze (Hans Preuss), die Chöre (Gregor Eichhorn), ja sogar Technik (Emil Hoschke) und Beleuchtung (Ludwig Titz) so geschickt miteinander ab- und auf die Musik einzustimmen, daß man seine helle Freude daran haben konnte. Dabei leistete ihm Carl Johansson vom Pult aus verständnisvollste Assistenz und brachte eine vorzügliche Ensembleleistung aller Akteure zustande. Ein Zusatzlob der Tanzgruppe und dem Kinderchor der Wallenbaumschule.

Die Oper „Ariadne auf Naxos“ von Richard Strauß, hier 1948 zum letzten Mal aufgeführt, ist in ihrem dichterischen und musikalischen Wert nicht unbestritten. Während die einen sie für Straußens genialste Schöpfung halten, machen sich für andere doch erhebliche Längen bemerkbar, die vielen, insbesondere den nicht vorbereiteten Hörern, den Genuß nicht leicht machen. Das schönste ist zweifellos die kammermusikalische Orchestergestaltung, mit der Strauß zum ersten Mal den „Wagnerschen Musikpanzer“ abgelegt hat. Philipp Wüst, der sich in das Werk und seine Einzelheiten mit ganzer Liebe hineingekniet hat, scheint ihm diesen Musikpanzer zumindest in vielen Teilen wieder angelegt zu haben. Vermutlich hat ihn der Kreis schöner und großer Stimmen, der ihm jetzt im Gegensatz zu 1948 zur Verfügung steht, etwa Elisabeth Thoma, Ruth Ostermeyer, Marg. Sjöstedt, Waltraud Krieg, Lise Sorell, Phil. Rasp, Ralph Telasko dazu verführt. Jedenfalls war das Orchester fast immer zu stark, so daß das gesungene Wort bei den vielfach zum Fortissimo gezwungenen Singstimmen nur selten zu verstehen war. Und gerade das ist zum Erfassen des Geistigen und Hintergründigen dieser Oper absolut wichtig. Strauß selbst hat die Dirigenten immer wieder darauf hingewiesen. Zum ersten Mal stellte sich in Linde Rehs der neue Koloratursopran mit einer entzückend feinen und locker sitzenden Stimme vor und konnte uns den seinerzeitigen Verlust von Lore Paul vergessen lassen. Viele ihrer Partien, besonders in ihrer nicht allzu ergiebigen Mittellage, gingen allerdings in den Wogen des Orchesters unter. Im übrigen verdient die Unsumme von Arbeit, die sich in jeder Einzeldarstellung, von der Sprechrolle Gerd Grellmanns bis zur Primadonna, in dem schön abgestimmten Frauentertzett oder dem burlesken Männerquartett Leitner – Wachtmeister – Prehm – Maurer, in der Inszenierung Dr. Herbert Henzes als Gast dokumentierte, höchste Anerkennung.

Unter den Operetten waren „Viktoria und ihr Husar“ sowie „Zirkusprinzessin“ glücklichere Griffe als der textlich doch arg verstaubte „Gasparone“. In den letzten Jahren haben auch die Kräfte der Operette ein erfreuliches Niveau erreicht, so daß es der neuverpflichtete Operettentenor Werner

M. Krüger nicht ganz leicht hat sich zu behaupten. Da in der Operette an Aufmachung nichts gespart wird und szenische und musikalische Leitung (A. von Wachtmeister, Johannes Pütz), unterstützt von der Tanzgruppe, diese besonders eindrucksvoll in „Zirkusprinzessin“, für lustige Unterhaltung und den nötigen Schwung sorgen, darf die Operette als lebenswürdige Beigabe betrachtet werden.

Konzerte

Wenn auch der Anfang der Konzertzeit infolge der politischen Verhältnisse ruhiger als sonst schien, so blieben doch die üblichen Orchesterkonzerte davon unberührt. Abwechslungsreiche Programme bot Philipp Wüst, wobei er mit Roussels „Konzert für kleines Orchester“ und Ravels Klavierkonzert für die linke Hand mit dem ausgezeichneten Solisten Siegfried Rapp, sowie der prachtvollen zweiten Orchestersuite von Bartok in den beiden ersten Konzerten einen schönen Ausgleich zu den übrigens hervorragend musizierten romantischen Werken von Schumann, Tschaikowsky und Lalo fand. Die stark der Unterhaltungsmusik verhaftete „Sinfonie Espagnole“ verstand die Geigerin Lola Bobesco mit rassicem Temperament und ausgeschliffener Technik vollständig dieser Sphäre zu entrücken.

Bachs Weihnachtsoratorium, von Gregor Eichhorn erfreulich locker dirigiert und gestaltet, empfand man als willkommene zeitentsprechende Bereicherung. Im durch die lange Haffner-Serenade sehr ausgedehnten Mozartabend glänzten die Brüder Kurt und Hans Schmitt in einer brillanten, im Zusammenspiel bewunderungswürdigen Wiedergabe des Es-dur Konzerts für zwei Klaviere und Ph. Wüst mit der sehr eindrucksvoll angepackten g-moll-Sinfonie. Begeisterung weckte das Gastkonzert Jean Fournets, der mit Mozarts ungemein lebendig genommener Jupiter-Sinfonie, Debussys Nocturnus und Faurés „Requiem“, hier mit Unterstützung des Chores Brasseur, einen Ohrenschmaus feinsten Differenzierung bot.

Dr. Michl bringt nach wie vor in seinen Jugendkonzerten neue Werke, von denen Strawinskis „Feuervogel“ und Hindemiths Konzertmusik für Streicher und Bläser sowie Bartoks zweites Klavierkonzert ursprünglichste Schöpferkraft spüren lassen, während „Orphika“ von Edmund von Bork farbloser erscheint. Bei der Violinphantasie von Joseph Suk, die ganz auf Virtuosität angelegt ist, lag der Schwerpunkt auf der faszinierenden Interpretation durch Ricaro Odnoposoff. Schumanns Cellokonzert mit Pierre Fournier, Brahms und Richard Strauß ergänzten die ersten Programme nach der romantischen Seite. Mit einem besonders wohl gelungenen, bei aller Knappheit substanzreichem Programm ehrte er Mozart. Auf der Ouvertüre zu „Cosi fan tutte“ folgte das von Heinz Schröter mit federnder Elastizität gespielte Klavierkonzert F-dur. Besondere Freude machten die beiden Konzertarien, die Sybille Fuchs mit plastischer Prägnanz und ausdrucksvoller Beseelung sang. Den Schluß machte die Haffner-Sinfonie in einer sehr konzentrierten, feinnervigen Gestaltung durch Dr. Michl.

Zwei Sonderkonzerte mit volkstümlichen, aber interessanten Programmen, ein Bachabend des saarländischen Kammerorchesters unter Ristenpart, Studiokonzerte mit so namhaften Gastdirigenten wie Hans Weisbach und Franz André, weiter eine Reihe von öffentlichen Meisterkonzerten, (u. a. mit Monique Haas) und, wenn man will, die monatlichen Konzerte der Freunde zeitgenössischer Musik ergeben in Programmgestaltung und im

Leistungsniveau ein imponierendes Bild von der musikalischen Arbeit des saarländischen Rundfunks. Jedes der Konzerte könnte eine eingehende Besprechung beanspruchen, die freilich den Rahmen dieses Berichtes sprengen würde. Allerdings ist die Resonanz des Saarbrücker Publikums trotz billigster Eintrittspreise im Gegensatz zu den Jugendkonzerten erstaunlich, ja beschämend gering. Saarbrücken bietet auch auf anderen Gebieten so viel an einander oft kollidierenden Veranstaltungen, daß jeder sich nur eine beschränkte Auswahl daraus leisten kann.

Durchgesetzt haben sich hingegen die Kammerkonzerte der Städtischen Volkshochschule, um die sich ein fester Stamm von Besuchern gebildet hat. Einem schönen Brauch folgend, eröffnete sie ihr Lehrjahr musikalisch, nämlich mit einem Kammermusikabend auserlesener Werke des 18. Jahrhunderts. Die Vereinigung Neumeyer — Grehling — Lemmen — Pitz ist bereits so etwas wie die „Hauskapelle“ der Volkshochschule geworden. Die Verbindung mit dem bekannten Oboisten Helmut Winschermann ergab ein besonderes vielseitiges, klanglich und in der Besetzung wechselvolles Musizieren zur Freude der Zuhörer, die bei der starken Nachfrage sich einen Platz hatten sichern können. Der Mozartabend just am 27. Januar sah deshalb von vornherein eine Wiederholung am nächsten Tage vor. Vor überfülltem Hause musizierte die gleiche Vereinigung die Klavierquartette Es-dur und g-moll mit der Vollkommenheit des Zusammenspiels, die dieser Spielgruppe eignet. Beide Quartette und die von Neumeyer auf dem originalen Mozartflügel gespielte Sonate in F-dur offenbarten die kammermusikalischen Feinheiten dieses Instruments, vor allem den hohen Verschmelzungsgrad mit den Streichern. Zwei weitere Quartettabende des prächtigen Pannin-Quartetts und des einheimischen Stanek-quartetts, sowie ein Lieder- und Arienabend J. Trefnys, durchweg gut besucht, beweisen das erfolgreiche Bemühen der Volkshochschule um die Kammermusik.

Weitere Kammermusik brachten die Konzerte der Saarländischen Kulturgesellschaft und zahlreiche „Offene Musikstunden“ des Staatlichen Konservatoriums.

Ein besonderes Ereignis im an Chormusik nicht eben reichen Saarbrücker Musikleben bedeutete zweifellos die spritzig-temperamentvolle, in allen Details vorbildlich ausgefeilte Aufführung von Orffs „Carmina burana“ unter Dr. Herbert Schmolzi mit dem Chor des Konservatoriums und dem Rundfunkorchester. Das Werk, von einem jugendlichen Chor interpretiert, mußte faszinierend auf die Jugend wirken. Die Qualitäten der ersten Aufführung sprachen sich herum, so daß bei der Wiederholung die Aula der Universität die Hörer aller Altersstufen kaum fassen konnte. Die solistischen Leistungen der einheimischen Kräfte Sybille Fuchs, Hans Karolus, für den in der 2. Aufführung mit Erfolg Dieter Wolf einsprang, und Walter Maurer hätten auch von auswärtigen Solisten kaum übertroffen werden können.

MITARBEITER

1. Prof. Dr. Joseph-François Angelloz,
Universität des Saarlandes, Verwaltungsgebäude, Haus 7
2. P. Dr. Paulus Volk, O. S. B.,
Benediktinerabtei Maria-Laach
3. Prof. Dr. Heinrich Büttner,
Bad Nauheim, Lessingstraße 12
4. Cand. phil. Hans-Walter Herrmann
Saarbrücken, Wehlener Weg 12
5. Dr. Peter Volkelt,
Wissenschaftl. Mitarbeiter am Kunsthist. Institut
der Universität des Saarlandes,
Saarbrücken, Scheffelstraße 23
6. Museumsdirektor Rudolf Bornschein,
Saarbrücken, Mainzer Straße 67
7. Alfons Kolling, Staatliches Konservatoramt Saarbrücken
Göttelborn, Jakobstraße 18
8. Dr. Ernst Stilz, Oberstudienrat
Saarbrücken 1, Rosselweg 13
9. Dr. Erich Bourfeind, Feuilletonredakteur
Saarbrücken 2, Kanzemer Weg 9

Fotos: Abb. 1–10: Kunsthistorisches Institut der Universität des Saarlandes / Abb. 11: Historisches Museum der Pfalz, Speyer / Abb. 12: Monika von Bock, Mettlach / Abb. 13 und 14: Alfons Kolling, Staatl. Konservatoramt, Saarbrücken / Abb. 15: Staatl. Bildstelle für das Saarland / Abb. 16: Fritz Kempf, Saarbrücken / Abb. 17 und 19: Staatl. Bildstelle für das Saarland / Abb. 18: Harald Bookmann, Saarbrücken

REDAKTIONSAUSSCHUSS

1. Friedrich Margardt, Stadtdirektor und Stadtschulrat
Kulturdezernat der Stadt Saarbrücken
2. Peter Zenner, Stadtschulrat
Kultur- und Schulamt der Stadt Saarbrücken
3. Minister Prof. Dr. Adolf Blind, Direktor des Statistischen und Wahlamtes der Stadt
Saarbrücken und ord. Prof. an der Rechts- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät
der Universität des Saarlandes
Saarbrücken, Richard-Wagner-Straße 76
4. Rudolf Bornschein, Museumsdirektor
Saarbrücken, Mainzer Straße 67
5. Dr. Wilhelm Dillinger, Leiter des Staatl. Büchereiamtes
Quierschied, Beethovenstraße 3
6. Dipl.-Ing. Wilhelm Feien, Stadtbaudirektor
Saarbrücken, Am Staden 21
7. Dr. Albert Helms, Generalsekretär
Saarbrücken, Lafayettestraße 2
8. Kurt Hoppstädter, Eisenbahnamtman
Neufechingen, Peter-Paul-Straße 19
9. Dr. Josef Keller, Archäologe, Landeskonservator
Saarbrücken, Weinbergweg 11
10. Walter Kremp, Regierungsrat und Leiter der Oberen Naturschutzbehörde
Landesbeauftragter für Naturschutz und Landschaftspflege
Ottweiler, Schiffweilerstraße 11
11. Heinrich Kuhn, Oberstudiendirektor, Leiter des Realgymnasiums Völklingen
Saarbrücken, Geißlerstraße 17
12. Prof. Dr. Eugen Meyer, ord. Prof. an der Phil. Fakultät der Universität des Saarlandes
Saarbrücken, Planckstraße 5
13. Prof. Dr. Josef Müller-Blattau, Direktor des Staatl. Konservatoriums
und ord. Prof. an der Phil. Fakultät der Universität des Saarlandes
Saarbrücken, Kohlweg 18
14. Prof. Dr. Josef Quint, ord. Prof. an der Phil. Fakultät der Universität Köln
15. Prof. Wilhelm H. Recktenwald, Staatl. Konservatorium
Saarbrücken, Guerickestraße 68
16. Kurt Seidel, Oberstudiendirektor
Leiter des Städt. Mädchenrealgymnasiums Saarbrücken
Saarbrücken, Graf-Philipp-Straße 11
17. Prof. Dr. Adolf Schmoll, gen. Eisenwerth
ord. Prof. an der Phil. Fakultät der Universität des Saarlandes
Saarbrücken, Planckstraße 7
18. Karl Schwingel, Direktor d. V.
Ottweiler, Martin-Luther-Straße 36
19. Dr. Günther Stark, Intendant des Stadttheaters Saarbrücken
Saarbrücken, Moselstraße 34
20. Prof. Dr. Otto Steinert, Direktor der Schule für Kunst und Handwerk
Saarbrücken, Am Zollstock 23

Gozele
H. v. Niederlothrg.
(1023-44)

Friedrich II.
H. v. Oberlothrg.
(† 1033)

Friedrich
(Stephan IX.)
(1057-58)

Gottfried d. Bärtige
H. v. Niederlothringen
(† 1069)

⊙⊙
(2. Ehe)

Beatrix

(1. Ehe)

Mathilde
Markgräfin
v. Tuszien

Mathilde
⊙⊙ Hugo VIII.
v. els. Nordgau

Dietrich I.
v. Mömpelgard
⊙⊙ Ermentrud
v. Burgund

⊙⊙ Agnes
Hermann
v. Salm

⊙⊙ NN.
Albert, Gr.
v. Mörsberg

Rainald I.
Gr. v. Bar
(†1150)

Friedrich
Gr. v. P.
(†1160)

⊙⊙ Mathilde
Meinhard, Gr.
v. Spanheim

Rainald II.
Gr. v. Bar
(† 1170)

Dietrich III.
B. v. Metz
(1162-71)

Stephania
⊙⊙ Hugo
v. Broyes

Ludwig
Gr. v. Pf.

Grafen von
Spanheim

⊙⊙ Agnes v.
Champagne
(† nach 1197)

Theobald I.
(1189-1214)
3. Ehe: Ermesinde
v. Luxemburg

Simon I.
v. Commercy
(1178-1208)

Ulrich
Gr. v. P.
(† 1197)

⊙⊙ Agnes
Friedrich II.
H. v. Lothrg.

Heinrich II.
Gr. v. Bar
(† 1239)

⊙⊙ Elisabeth
Walram v.
Limburg

Walter I.
v. Commercy
(1208-1248)

Grafen
v. Pfirz

Margaretha
⊙⊙ Heinrich
v. Luxemburg

Johanna
⊙⊙ Friedrich
v. Salm Herr
v. Blankenberg
(† vor 1258)

Theobald II.
Gr. v. Bar († 1291)
⊙⊙ Johanna v.
Flandern

Simon II.
v. Commercy († 1247)
⊙⊙ Mathilde v.
Saarbrücken († 1273)

Herren v.
Blankenberg

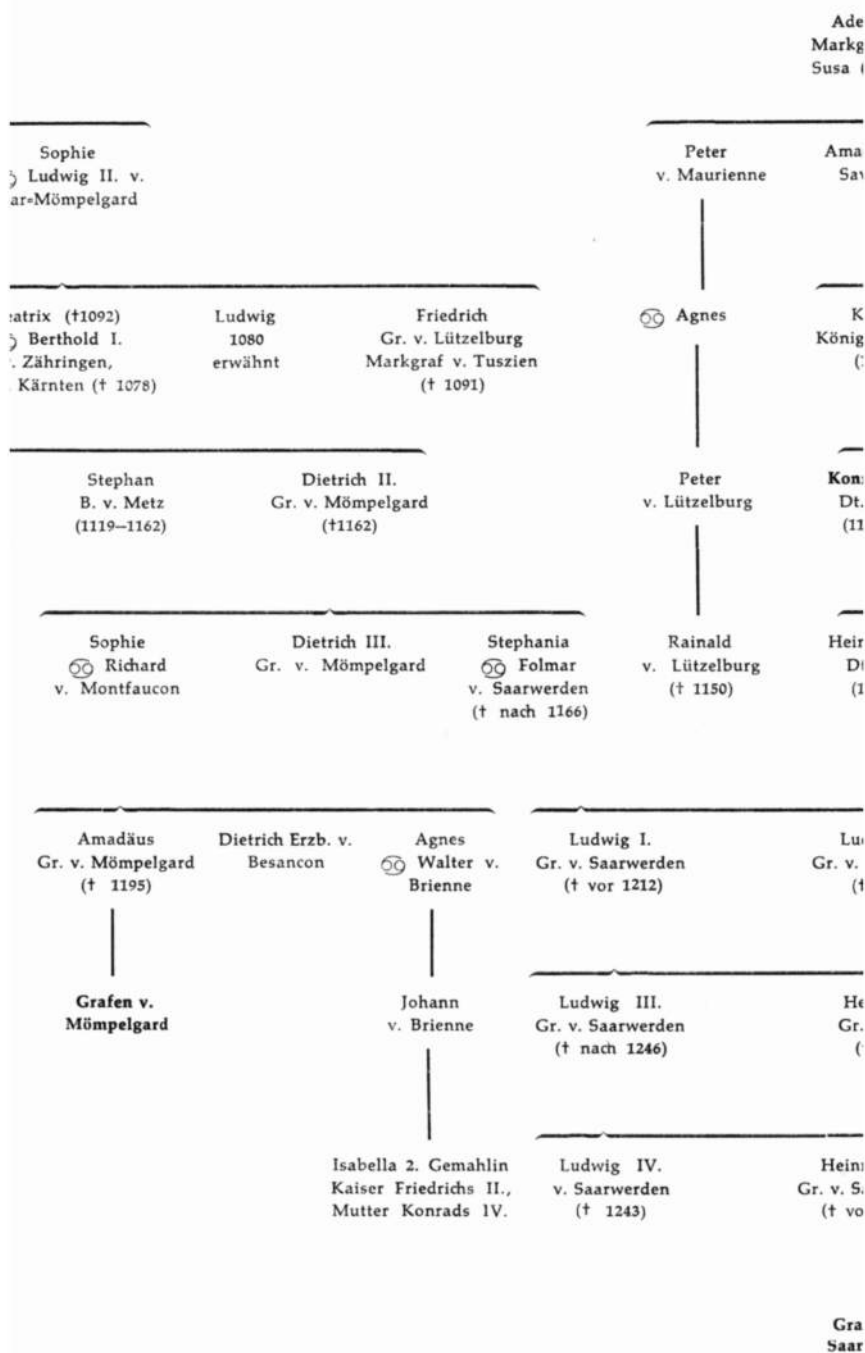
Grafen (Herzöge)
v. Bar

Grafen v.
Saarbrücken

Herr
Comm

ÜBERSICHTSTAFEL

über die genealogischen Zusammenhänge der in dem Artikel
 „Die Stellung Oberlothringens in der Auseinandersetzung zwischen
 Kaiser und Papsttum“ genannten Geschlechter.



v.
1)

v.	Berta (†1087)	Adelheid
	⊙⊙ K. Heinrich IV.	⊙⊙ Rudolf
	(† 1106)	v. Rheinfelden,
		1069 verstoßen

l alien	K. Heinrich V. (†1125)	Agnes	Erment
	⊙⊙ Mathilde	⊙⊙ Friedrich	⊙⊙ Die
	v. England	H. v. Schwaben	v. Mömp

II. g)	Friedrich II. H. v. Schwaben
	⊙⊙ 1. Judith v. Bayern (†1126)
	2. Agnes v. Saarbrücken

(IV). ig o)	Friedrich v. Rothenburg H. v. Schwaben (1152-67)	Konrad Pfalzgraf bei Rhein († 1195)	Berta ⊙⊙ Matthäus I. H. v. Lothringen	K. Friedrich I. H. v. Schwaben (1147-52) Dt. König (1152-90)	⊙
-------------------	---	---	---	---	---

II. werden 5)	Agnes	Simon II.	Friedrich I.
	⊙⊙ Heinrich	H. v. Lothringen	v. Bitsch
	v. Braunschweig	(1176-1206)	(† 1207)

I. rkel 2)	Friedrich II. H. v. Lothrg. (1207-1213)	Mattäus B. v. Toul (1197-1210) († 1217)
	⊙⊙ Agnes v. Bar	

I. rden)	Matthäus II. H. v. Lothrg. (1220-51)	Theobald H. v. Lothrg. (1213-1220)	Rainald († 1274)	Jakob B. v. Metz (1239-1260)	Lo S Saarl
		⊙⊙ Gertrud v. Dagsburg	⊙⊙ Elis. v. Blieskastel		

n	Herzöge v. Lothringen	Lorette	Ma S Con
---	--------------------------	---------	----------------

- B = Bischof
Dt. K. = Deutscher König
Gr. = Graf
H. = Herzog
K. = Kaiser
⊙ = vermählt mit

Wilhelm
Gr. v. Burgund

